

Satans Bogenschütze



Satans Bogenschütze

Tony Ballard Nr. 7

von A.F.Morland

erschienen am 24.12.1982

Satans Bogenschütze

Er hieß Yercell und verbarg sich zwischen den Dimensionen.

Wo er auftauchte, verloren Menschen ihr Leben.

Er holte sich ihre Seelen und lieferte sie in der Hölle ab. Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern, gelang mit ihm ein grausamer Schachzug. Er setzte Yercell in London ein, und schon bald hing mein Leben nur noch an einem seidenen Faden.

Denn Yercells Pfeil wies auf mich, Tony Ballard, den Dämonenhasser, und nichts schien mich mehr retten zu können, denn Yercell war…

Satans Bogenschütze!

Er hieß Jeremy Church, machte seinem Namen aber nicht alle Ehre.

Nichts Anständiges war in seinen Handlungen. Sein Geschäft war Raub, Prostitution, Drogenhandel, Terror und Mord. Ein Gangster übelster Sorte. Aufgewachsen in Soho, wo er gelernt hatte, Probleme mit den Fäusten zu regeln, und auch heute noch wurde jeder niedergeknüppelt, der sich ihm in den Weg stellte.

Church war ein böser Mensch, an dessen Seele der Teufel einst seine Freude haben würde. Ein Platz in der Hölle war ihm sicher.

Mit siebzehn gründete Church seine erste Gang. Sie brachen in Lagerhallen ein, überfielen Geschäftsleute, plünderten deren Läden, erpreßten Schutzzölle. Damit legte Church den Grundstein für sein weiteres Wirken.

Er kam mit anderen Unterweltgrößen zusammen. Man schmiedete Pläne. Die meisten wurden realisiert, ohne daß die Polizei etwas dagegen unternehmen konnte. Das Geld häufte sich auf Jeremy Churchs Bankkonto. Er konnte größere Unternehmungen finanzieren, brauchte nicht mehr überall selbst mitzumachen, konnte andere für sich arbeiten lassen, war an den Coups prozentual beteiligt.

Als sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, stieg er ins Rauschgiftgeschäft ein. Seine Dealer übernahmen die Stadt wie ein Parasitengeflecht und überschwemmten die Szene mit hochprozentigem Stoff, an dem zahlreiche Fixer starben. Die Medien versuchten sich auf Church einzuschießen, aber er fand Wege, jene Leute, die etwas zu sagen hatten, zu kaufen und zum Schweigen zu bringen.

Personen, die sein Blutgeld nicht annehmen wollten, brachte Jeremy Church auf eine andere Weise zur Räson. Da gab es zum Beispiel den Ex-Boxer George Gabby, der für ihn arbeitete.

Wo Gabby hinschlug, da wuchs kein Zahn mehr.

Das konnten viele bestätigen.

Auch der Juwelier Raoul Kellerman konnte davon ein Lied singen. Er hatte sich erdreistet, sich in Jane Jingle, die Freundin Churchs, zu verlieben, und Jane hatte diese Liebe erwidert. Sie hatte Church den Laufpaß gegeben und war zu Kellerman gezogen.

Doch diese Situation hatte sich nicht lange gehalten, denn Jeremy Church betrachtete das Mädchen als sein persönliches Eigentum.

Da Kellerman es ihm weggenommen hatte, schickte er ihm George Gabby und Trevor Bloom. Die beiden machten den Juwelier fertig und holten Jane Jingle gegen ihren Willen zu Church zurück.

Der Gangsterboß verabreichte ihr noch in derselben Stunde eine Tracht Prügel, damit sie nicht noch mal auf die Idee kam, ihn zu verlassen. Die Angelegenheit war für ihn damit erledigt. Er nahm nicht an, daß Jane so verrückt sein würde, ihn noch einmal verlassen zu wollen. Sie durfte erst gehen, wenn er genug von ihr hatte, und

soweit war es noch nicht.
Die Sache mit Jane und dem Juwelier war für Jeremy Church jedoch ein untergeordnetes Problem.
Es gab wichtigeres.
Dale Kelly zum Beispiel. Kelly leitete ebenfalls eine Gang, und seine Leute kamen Churchs Leuten immer wieder ins Gehege. Es hatte bereits mehrere erbitterte Fehden gegeben, und die Situation wurde für Jeremy Church allmählich untragbar. Er hatte drei seiner besten Männer bei einem Schußwechsel verloren. Die Kerle von der Kelly-Gang hatten seine Leute in einen Hinterhalt gelockt und eiskalt zusammengeschossen. Nicht die geringste Chance hatten sie gehabt. Das setzte Jeremy Church auf eine Rechnung, die mittlerweile so hoch geworden war, daß Dale Kelly sie nur noch mit seinem Leben bezahlen konnte.
Kelly war jedoch ein vorsichtiger Mann.
Er wußte, daß Church ihm nach dem Leben trachtete, und schirmte sich aus diesem Grund gut ab. Die gestaffelten Wälle seiner Leibwächter zu überlaufen, war ein Ding der Unmöglichkeit.
Doch nicht nur Dale Kelly machte Jeremy Church Schwierigkeiten. Auch der Bankier Craig Hogan wollte nicht mehr nach seiner Pfeife tanzen.
Um ihm gründlich ins Gewissen zu reden, hatte Church eine Party steigen lassen. Er hatte viele Leute eingeladen. Nicht bloß Gangster, sondern auch Personen, die er sich verpflichtet hatte, Leute, die es sich aus den verschiedensten Gründen nicht leisten konnten, Churchs Einladung abzulehnen.
Es war alles da, was eine Party rund und angenehm machte.
Selbst Mädchen hatte Jeremy Church für jene Gäste beigesteuert, die allein gekommen waren. Girls mit superlangen Beinen, die sich nicht lange zierten, keine Spielverderberinnen waren und alles mitmachten. Wehe ihnen, sie hätten sich geweigert, selbst den ausgefallensten Wunsch eines Gastes zu erfüllen. Church hätte ihnen das sehr übelgenommen. Was das bedeutete, wußten sie. Schläge, Schnitte im Gesicht – oder gar Säure. Sie wären für den Rest ihres Lebens entstellt gewesen.
Die Party war in vollem Gange.
Gelächter, Musik, Gläserklirren erfüllte die große Penthousewohnung des Gangsterbosses.
Er trug einen weinroten Smoking. Weiße Nelke im Knopfloch, glatte Gesichtshaut, finsterer Blick, fleischige Nase, fliehendes Kinn.
Es gab kaum jemanden in London, der dieses Gesicht nicht kannte.
Jeremy Church war eine Unterweltgröße, von Skandalen umwittert, mehrfach vorbestraft. Er hatte auch einige Jahre Knast hinter sich.
Damals war er noch nicht so gut beraten gewesen wie heute.

Jetzt arbeiteten die besten Anwälte für ihn, denen es bisher stets mit Bravour gelungen war, ihn vor dem langen Arm des Gesetzes zu schützen. Während sich seine Gäste übermütig vergnügten, zog er sich mit seinem Sorgenkind, dem Bankier, auf die Penthouseterrasse zurück.

Craig Hogan – mager, grauhaarig, groß und nervös – leckte sich aufgeregt die schmalen Lippen. Seit er hier war, wartete er darauf, daß Jeremy Church dieses Gespräch unter vier Augen von ihm verlangen würde.

Nun war es soweit.

Der Gangsterboß lehnte sich an die Steinbrüstung, ließ seinen Blick über die Lichter der Stadt schweifen und seufzte tief. »Sie machen mir Sorgen, Craig. Ernsthafte Sorgen.«

Hogan schien sich an seinem Glas festzuhalten. Die Situation war ihm unangenehm. Er wäre dieser Party gern ferngeblieben, aber dann hätte Church die Unterredung erzwungen. Er haßte Gewalt, vor allem dann, wenn sie sich gegen ihn richtete.

»Das tut mir leid, Jeremy«, sagte der Bankier.

Church drehte sich abrupt um. Er starrte Hogan wütend an. »Von schönen Sprüchen habe ich nichts, verdammt. Ich brauche Geld.«

»Jeremy, Sie wissen, daß ich Ihnen immer behilflich war. Manchmal bewegte ich mich hart am Rande der Legalität, aber ich konnte es gerade noch vertreten. Ich habe stets für Sie getan, was ich konnte.«

»Habe ich mich dafür nicht immer erkenntlich gezeigt?«

»Gar keine Frage, natürlich haben Sie das.«

»Ihr neuer Wagen, Ihre vielen Anzüge, das Haus, der Swimming-pool…«

»Sie waren stets sehr großzügig, Jeremy.«

»Was Sie aber nicht hindert, mir plötzlich den Geldhahn zuzudrehen!«

»Sehen Sie, die Bank gehört mir nicht. Es gibt einen Aufsichtsrat, dem ich verantwortlich bin. Meine Befugnisse sind begrenzt.«

»Wenn Sie wollen, können Sie sie erweitern. Ich weiß es.«

»Es ist keine Frage des Wollens, Jeremy. Bitte glauben Sie mir, ich würde Ihnen furchtbar gern helfen, aber ich würde damit meine Existenz aufs Spiel setzen.«

»Na und? Sie könnten von mir eine neue Existenz haben.«

Der Bankier schüttelte den Kopf. »Sie stellen sich das ein bißchen zu leicht vor, Jeremy.«

»Wollen Sie damit sagen, daß ich den Boden der Realität unter meinen Füßen verloren habe? Ich weiß, was möglich ist, und ich weiß, daß Sie mir helfen könnten. Sie *wollen* nicht.«

Jeremy Church trat auf Craig Hogan zu. Seine Finger krallten sich in das Jackett des Mannes. »Jetzt hören Sie mir mal genau zu, Craig. Ich

habe da ein ganz großes Geschäft in Aussicht, das ich unbedingt abschließen möchte. Sie werden mir die dafür nötigen Mittel verschaffen. Wie Sie das deichseln, ist Ihre Sache. Ich rate Ihnen, mich nicht im Stich zu lassen. Ich würde Ihnen das nämlich verdammt übelnehmen!«

Church ließ den Bankier los.

Craig Hogan schluckte. Er war bleich um die Nase. »Da nützen auch Ihre Drohungen nichts, Jeremy. Ich kann nichts für Sie tun.«

»Sie sollten sich das nochmal gründlich überlegen, Craig.«

»Da gibt es nichts zu überlegen.«

»Ich rufe Sie morgen abend an, und ich bin sicher, daß Sie sich bis dahin für mich entschieden haben.«

Steif wie ein Brett stand Hogan vor dem Gangsterboß. Jeremy Church war wie ein Fliegenfänger. Wer mit ihm in Berührung kam, der blieb an ihm kleben und kam von ihm nicht mehr los. Craig Hogan wußte schon lange, daß es der größte Fehler seines Lebens gewesen war, sich mit Church einzulassen. Aber die Einsicht war leider zu spät gekommen.

Der Gangsterboß strich die Rockaufschläge seines Gastes lächelnd glatt. »Nun gehen Sie wieder hinein und amüsieren Sie sich. Deswegen sind Sie schließlich hier. Verzeihen Sie mir, daß ich vorhin so ungehalten war. Die Nerven, Sie verstehen? Ich habe in letzter Zeit viel um die Ohren, sollte mal ausspannen, mich erholen. Vielleicht werde ich es tun, wenn dieses Geschäft, von dem ich eben sprach, unter Dach und Fach ist.«

Hogan wandte sich um, öffnete die gläsernen Schiebetüren. Musik und Partylärm perlten auf die Terrasse heraus. Der Bankier schloß die Türen hinter sich. Ein hübsches dunkelhaariges Mädchen strahlte ihn an, hakte sich bei ihm unter und schleppte ihn ab.

Churchs Augen verengten sich.

Er wird es tun! dachte er grimmig. Er hat keine andere Wahl!

Der Wind schüttelte die hohen Koniferen, die die Terrasse einfriedeten. Heute war der Himmel klar. Die Sterne sahen aus wie Diamanten auf schwarzem Samt. Ein schweres, lang anhaltendes Unwetter hatte die Stadt heimgesucht. Sintflutartige Regenfälle hatten die Häuser unter sich begraben. Es hatte den Anschein gehabt, als wollte es nicht mehr aufhören zu regnen. Blitze, Donnergetöse – all das war vorbei. Friede am Himmel. Erholsame Ruhe.

Beschauliche Stille…

Jeremy Church zündete sich eine Zigarette an. Er schaute über die Stadt – seine Stadt. Viele Verbrechen wurden gerade in diesem Augenblick in seinem Auftrag verübt.

Er bestimmte das Geschehen, den Lauf der Dinge erheblich mit, und darauf war er stolz.

Ein Geräusch riß ihn aus seinen Gedanken. Er drehte sich um und erblickte einen Mann, der zwischen den Koniferen hervortrat.

Groß, breitschultrig, und so fahl, als habe er jahrelang im Gefängnis gesessen.

Church kannte ihn nicht. Er hatte ihn auch nicht zu seiner Party eingeladen.

Eine seltsame Aura umgab den Mann.

Jeremy Church blickte auf die Koniferen. »Wie lange haben Sie dort hinten gestanden?«

»Lange genug, um Ihr Gespräch mit dem Bankier mitzuhören.«

Church stach mit Dolchblicken auf den Fremden ein. »Wer Sind Sie? Bulle? Schnüffler? Reporter?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Seien Sie unbesorgt, ich habe nicht die Absicht, Ihnen in irgendeiner Form einen Strick zu drehen.«

»Wie heißen Sie?«

»Ich habe keinen Namen.«

»Das gibt's doch nicht. Jeder Mensch hat einen Namen. Sie wollen mich wohl verkohlen!«

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen. Mir ist jeder Name recht. Wie wär's mit *Stranger*?«

Churchs mißtrauischer Blick tastete den Fremden nervös ab. Der Kerl schien seine Gedanken lesen zu können.

Grinsend sagte Stranger: »Ich bin nicht bewaffnet.«

»Schickt Dale Kelly Sie?«

»Auch nicht. Ich bin aus eigenem Antrieb hier.«

»Sie haben ein Gespräch belauscht, das Sie nichts anging!«

»Ich muß gestehen, es war sehr interessant. Der Bankier macht Ihnen Schwierigkeiten.«

»Verdammt, ich will endlich wissen, was Sie hier zu suchen haben! Was wollen Sie von mir?« herrschte Jeremy Church den Fremden an.

Stranger lächelte kalt. »Vorsicht, mein Lieber. Sie sollten sich eines freundlicheren Tons befleißigen, sonst könnte ich böse werden!«

Churchs Augen versprühten Wut. »Dir werde ich's zeigen!«

schnaufte er und stürmte vor. »Ich poliere dir deine freche Schnauze!«

Er erreichte Stranger, legte viel Kraft in seinen Schwinger, doch der Fremde wich blitzschnell aus. Der Faustschlag ging daneben, seine Wucht riß den Gangsterboß nach vorn. Stranger lachte höhnisch. Das brachte Jeremy Church noch mehr in Rage. Er drehte sich und trommelte mit seine Fäusten gegen den Körper des Unbekannten.

Der Kerl zeigte keine Wirkung, verzog nicht einmal das Gesicht, obwohl die Treffer stets im Ziel saßen.

Da zog Church einen Uppercut hoch. Seine Faust krachte gegen die Kinnspitze des Fremden. Der Gangsterboß rechnete damit, daß der

Bursche nach diesem Treffer zu Boden gehen würde, doch der Mann blieb auf den Beinen. Er lachte den Gangsterboß aus. Church drehte vollends durch. Wuchtige Faustschläge trafen Strangers Gesicht, das mit einemmal seltsam hart wurde.

Jeremy Church merkte es nicht sofort.

Er hieb blindwütig darauf ein.

Ein Knirschen und Splittern.

Church hielt verdattert inne. Verblüfft schaute er in das fahle Gesicht. Es wies unzählige Sprünge auf, sah wie eine zerschlagene Porzellanmaske aus.

Knisternd verlängerten und vertieften sich die Sprünge. Vom Kinn brach ein Stück ab, fiel auf den Boden und zerschellte. Die Wangenfläche löste sich. Wie die Blätter einer abgestorbenen Tulpe fielen die Porzellanteile herunter. Ein bleicher Totenschädel kam zum Vorschein.

Er grinste den entsetzten Gangsterboß an.

Jeremy Churchs Mund trocknete aus.

Er wich zwei Schritte zurück.

Zwischen ihm und den Unheimlichen flimmerte kurz die Luft, und als sie wieder zum Stillstand kam, war der Fremde in eine schwarze Kutte gehüllt, deren Kapuze hochgeschlagen war.

»Meinen Namen wolltest du vorhin wissen«, sagte die grauenerregende Erscheinung. »Du sollst ihn erfahren. Ich bin Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern!«

***

Jeremy Church starrte den Dämon aufgeregt an. Verdammt, er hatte sich an einem Mitglied der schwarzen Familie vergriffen. Dafür würde ihn Rufus nun wahrscheinlich hart bestrafen.

»Ich… ich wußte nicht, daß …«, begann der Gangsterboß seine Verteidigungsrede, brach aber dann krächzend ab. Rufus würde nicht entschuldigen, was er getan hatte.

Die Schwärze der leeren Augenhöhlen machte dem Gangsterboß Angst. Es gab nichts auf der Welt, wovor er sich schon mal so gefürchtet hatte.

»Ich hätte dich nicht angegriffen, wenn ich geahnt hätte…«, preßte Jeremy Church heiser hervor. Er schaute an Rufus vorbei.

Keiner der Partygäste warf einen Blick durch die Glastüren. Niemand kümmerte sich um ihn. Keiner kam ihm zu Hilfe. Die Leute wußten nicht, was hier draußen lief.

Der Dämon winkte mit seiner Knochenhand ab. »Hör auf, dich fortwährend zu entschuldigen. Ich bin nicht hier, um dir etwas anzutun.«

»Nicht?« Churchs Augen weiteten sich. Ein Stein fiel ihm vom

Herzen.

»Ich bin gekommen, um dir Unterstützung anzubieten.«

Jeremy Church kam aus dem Staunen nicht raus. »Mir? Tatsächlich?«

»Du hast Schwierigkeiten. Craig Hogan, Dale Kelly… Ich biete dir die Möglichkeit, sie zu bereinigen.«

»Warum tust du das für mich?«

»Weil deine Seele so schwarz ist, wie wir es gerne sehen. Du verdienst, unterstützt zu werden.«

»Was erwartest du für eine Gegenleistung?«

»Keine. Du brauchst lediglich so weiterzumachen wie bisher. Craig Hogan und Dale Kelly werden schon bald keine Hindernisse mehr für dich sein.«

»Was muß ich tun? Wie wird deine Hilfe aussehen?« fragte Jeremy Church begeistert. Er sah sich schon kometenhaft am Himmel der Unterwelt aufsteigen. Er würde der unumschränkte Herrscher von London werden.

»Du wirst Besuch kriegen.«

»Wann?«

»Um Mitternacht.«

»Wer wird mich aufsuchen?«

»Laß dich überraschen«, sagte Rufus. »Sieh zu, daß du allein bist. Blas die Party ab, schick deine Gäste nach Hause.«

Jeremy Church nickte eifrig. »Das werde ich tun. Sonst noch was?«

»Nein, das ist alles. Bleib, wie du bist, dann werden wir schützend unsere Hand über dich halten.«

Church grinste breit. »Keine Sorge, ich ändere mich nicht. Mit eurer Hilfe werde ich meine Aktivitäten sogar noch ausweiten.«

»Das würden wir begrüßen.«

»Du kannst dich ganz auf mich verlassen«, versicherte Jeremy Church.

Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, nickte zufrieden und löste sich auf. Von einer Sekunde zur andern war er nicht mehr da. Church blinzelte verwirrt. Was war das nun gewesen? Eine Halluzination? Oder hatte er tatsächlich dieses Gespräch mit Rufus geführt?

Sally Missay betrat die Terrasse. Sie trug ein blutrotes Kleid mit Spaghettiträgern. In ihrem Ausschnitt schaukelten üppige Brüste.

»Sag mal, was tust du so lange hier draußen, Jeremy?« fragte sie säuselnd. Der Glanz in ihren Augen kam nicht nur vom Alkohol, sondern auch vom Marihuana, das sie geraucht hatte. Jetzt war sie liebesbedürftig. Schnurrend klebte sie sich an den Gangsterboß.

»Laß das!« sagte er desinteressiert.

»Hast du keine Lust, Baby?«

»Nein.«

»Kummer?«

»Verschwinde.«

»Ich würde dir alles, was dich bedrückt, herausmassieren.«

Church holte aus und schlug sie ins Gesicht. »Ich sagte, du sollst verschwinden!«

Sie rannte davon. Er folgte ihr und brüllte in die Musik und die ausgelassene Stimmung hinein: »Es ist Schluß, Leute! Die Party ist gelaufen!«

Bedauernde Ausrufe. Church scherte sich nicht um sie.

»Macht, daß ihr rauskommt, ich will euch in fünf Minuten nicht mehr hier sehen.«

Einer von Churchs Anwälten wankte betrunken auf ihn zu. »Sag mal, Jeremy, was ist denn in dich gefahren? Jetzt, wo's erst richtig lustig wird, schickst du uns nach Hause?«

Jeremy Church schlug ihm das Whiskyglas aus der Hand. »Was ich gesagt habe, gilt auch für dich, du besoffenes Schwein!«

Der Anwalt wich erschrocken zurück. »Okay, okay, Jeremy. Reg dich nicht auf. Ich geh' ja schon. Ist ja alles in Ordnung, mein Junge.«

Allgemeiner Aufbruch. Wer nach fünf Minuten noch anwesend war, erhielt von Church einen Tritt in den Hintern.

Und dann war er allein.

Allein mit seiner Neugier und einem Kopf voller neuer, gewalttätiger Pläne. Die Zeit vertickte ihm viel zu langsam. Am liebsten hätte er mitgeholfen, sie abzuspulen. Die Zeiger der Uhr krochen träge auf Mitternacht zu. Ein unsichtbares Gewicht schien an ihnen zu hängen. Church ging nervös auf und ab. Er zündete sich eine Zigarette an der andern an. Partyspuren überall. Church kümmerte sich nicht darum. Neben einem Sessel lag ein silberner Damenschuh, nirgendwo ein zweiter. Das Girl, das ihn verloren hatte, schaukelte jetzt wahrscheinlich irgendwo durch die Gegend.

Churchs Blick richtete sich auf die elektrische Wanduhr. Schmiedeeisen, gehämmertes Kupfer, römische Ziffern, schlanke, flache Zeiger, die sich endlich den entscheidenden Ruck gaben und Mitternacht verkündeten.

Church blieb stehen. Vollkommen still war es in seinem Penthouse. Der Besuch aus den Dimensionen des Grauens würde gleich eintreffen. Welchen Weg würde er wählen? Würde er mit dem Direktlift hochkommen? Würde er auf der Terrasse erscheinen wie Rufus? Oder hier drinnen?

Ein seltsames Gefühl beschlich den Gangsterboß auf einmal, und er wußte, daß der Besuch soeben eingetroffen war.

Aufgeregt drehte er sich um… und erblickte ihn.

***

Die Erscheinung war ein großer, muskulöser Mann, der ein violettes, eng anliegendes, elastisches Trikot trug, das auf seiner Haut zu kleben schien. Auch der Kopf steckte in diesem Trikot, die obere Hälfte des Gesichts war maskiert. Schmale Lippen glänzten feucht.

Auf dem Rücken trug der Mann einen Köcher mit Pfeilen, über seiner Schulter hing ein geschwungener schwarzer Bogen.

»Ich bin Yercell«, sagte er mit einer tiefen, harten Stimme. »Des Satans Bogenschütze!«

Jeremy Church nickte beeindruckt.

»Rufus schickt mich«, sagte Yercell.

Wieder nickte der Gangsterboß.

»Ich stehe dir ab sofort zur Verfügung. Rufus sagte, es gäbe Hindernisse, die ich für dich aus dem Weg räumen soll.«

»Ja«, erwiderte Jeremy Church mit belegter Stimme. »Ich habe im Augenblick Schwierigkeiten mit Craig Hogan, dem Bankier.«

»Er wird sterben.«

»Sein Tod ist für mich nicht unbedingt die optimalste Lösung. Wer verschafft mir das Geld, das ich brauche, wenn Hogan nicht mehr lebt?«

Yercell grinste. »Du weißt noch nicht, wie ich arbeite.«

Church schüttelte den Kopf. »Rufus hat mir überhaupt nichts erzählt.«

»Ich werde dich aufklären.« Blitzschnell nahm der violette Bogenschütze seinen Bogen in die Hand. Er zog einen Pfeil aus dem Köcher, der vom Schaftende bis zur Spitze wie ein Lichtstrahl leuchtete. Jeremy Church konnte den Bewegungen kaum mit den Augen folgen, so schnell führte Yercell sie aus. Schon lag der Lichtpfeil auf der Sehne, und der Bogenschütze zielte auf den Gangsterboß.

Jeremy Church erschrak.

Yercell senkte die Pfeilspitze. »Ich werde mit meinen Lichtpfeilen für dich töten. Die Geschosse werden den Menschen in den Körper dringen und ihr Leben zerstören. Ihre Seelen werden der Hölle anheim fallen. Zurück bleibt eine leere Hülle, in der sich das Licht der Satanspfeile ausbreitet. Die von mir getöteten Menschen werden tot sein und dennoch weiterleben, und sie werden nicht mehr gegen dich sein, sondern dir bedingungslos gehorchen. Dein Wille wird von diesem Moment an der ihre sei.«

Church strahlte. »Das… das ist ja phantastisch!« rief er begeistert aus. Ungeahnte Möglichkeiten boten sich an.

»Ich hoffe nur eines«, sagte der violette Bogenschütze.

»Und das wäre?«

»Daß du genügend Aufträge für mich hast.«

»O ja«, sagte der Gangsterboß mit leuchtenden Augen. »Die habe ich für dich. Ganz bestimmt!«

***

Das Telefon läutete. Mr. Silver wollte abheben. »Laß nur, ich mach' das schon«, sagte ich. »Bemüh dich nicht. Du mußt ja noch müde von der Party sein.«

»Die Party war vorgestern.«

»Du kamst ziemlich abgekämpft nach Hause. Ein Glück, daß es Roxane nicht auffiel, sonst hätte es Saures gegeben, kleiner Salonlöwe.«

»Ich habe nichts getan, wofür ich mich schämen müßte«, erwiderte der Ex-Dämon, während ich den Hörer aus der Gabel fischte.

»Tony Ballard!« meldete ich mich.

»Hallo, Tony.« Es war Tucker Peckinpah.

»Hallo, Partner. Wieder daheim?« Ich wußte, daß er für ein paar Tage nach Kanada hinübergejettet war. Er wollte seinen Reichtum und seinen Einfluß gegen das Robbenschlachten in der Labradorsee einsetzen.

»Vor einer halben Stunde eingetroffen«, sagte der Industrielle, der mich, den Privatdetektiv, auf Dauer engagiert hatte, damit ich ohne finanzielle Sorgen meinen Kampf gegen Geister und Dämonen bestreiten konnte.

»Wie war's in Kanada?«

»Kalt.«

»Hatten Sie Erfolg drüben?«

»Wir hatten viel zu tun. Ich scharte ein paar Gleichgesinnte um mich, und wir zogen mit Lackspraydosen über das Packeis. Jede Jungrobbe, die wir erwischten, bekleckerten wir. Damit machten wir ihr Fell für die Jäger wertlos und retteten ihnen das Leben.«

»Ein großartiger Einfall.«

»Wir werden diese Aktion wiederholen. In größerem Umfang. Ich habe einige Leute gefunden, die dafür bereits die nötigen Vorbereitungen treffen. Wie ich gehört habe, waren Sie während meiner Abwesenheit hier in London nicht untätig.«

Ich grinste. »Was haben Sie denn schon wieder gehört?«

»Daß Sie mit Roxane gegen sieben Teufelsmönche gekämpft haben.«

»Sie haben doch überallhin ihren heißen Draht, was?«

»Informiertsein ist die Hälfte meines Erfolges.«

»Und die andere Hälfte?«

»Fleiß und das richtige Fingerspitzengefühl für lukrative Geschäfte. Ist die verfluchte Kapelle jetzt sauber, Tony?«

»Es wird niemandem mehr etwas passieren, wenn er sie betritt«, antwortete ich.

»Dann kann man sie also endlich abreißen.«

»Dem steht nichts mehr im Wege, Partner.«

»Ich werde das gleich die zuständigen Stellen wissen lassen.«

»Immer voll im Einsatz«, sagte ich anerkennend.
»Man weiß schließlich, was man seinen Mitmenschen schuldig ist«, entgegnete der Industrielle. »Was machen die andern? Wie geht es Vicky Bonney und Roxane?«
»Bestens.«
»Und Mr. Silver?«
»Der lümmelt faul in der Gegend herum«, sagte ich und warf einen belustigten Blick auf den Hünen mit den Silberhaaren.
»Und Sie leisten ihm dabei Gesellschaft, nicht wahr?«
»Im Moment noch, aber der Fall, den ich vorgestern nacht abgeschlossen habe, hat einen bitteren Nachgeschmack, Partner.«
»Tatsächlich? Ich dachte, es wären alle Probleme gelöst«, meinte Tucker Peckinpah neugierig.
»Sagen wir so: Alle schwarzen Probleme sind bereinigt. Aber der Fall hatte auch einen menschlichen Aspekt. Der Juwelier Raoul Kellerman wurde von den Teufelsmönchen überfallen und beraubt. Kurz vor ihrem Besuch war jedoch jemand anders bei ihm: Zwei Schläger des Gangsterbosses Jeremy Church. Sie schlugen Kellerman zusammen und nahmen dessen Freundin Jane Jingle, die vorher mit Church befreundet gewesen war, mit. Ich habe dem Juwelier versprochen, ihm das Mädchen zurückzubringen.«
»Sie wollen sich mit Jeremy Church anlegen?«
»Es wird mir nichts anderes übrigbleiben«, sagte ich. »Zunächst werde ich versuchen, ihn mit Worten zur Vernunft zu bringen. Wenn das nicht hilft, werde ich härtere Saiten aufziehen. Natürlich ist es für gewöhnlich nicht mein Job, mich mit Gangstern herumzuschlagen, aber in diesem Fall muß ich eine Ausnahme machen. Kellerman verläßt sich auf mich. Ich darf ihn nicht enttäuschen.«
»Das ist klar, Tony. Lassen Sie es mich wissen, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann.«
»Mach' ich, Partner.«
»Viel Erfolg, Tony.«
»Danke.«
»Informieren Sie mich, wie die Geschichte ausgegangen ist.«
»Mit einem Happy End natürlich, das steht jetzt schon fest«, sagte ich und legte auf.

***

Die Sitzung war für vierzehn Uhr anberaumt und zog sich bis zum Abend hin.
Geschlaucht verließ Craig Hogan den Konferenzraum. Er schnippte sich eine Tablette in den Mund und ließ Wasser aus dem gläsernen Behälter in einen Papierbecher laufen. Nachdem er die Tablette hinuntergespült hatte, suchte er noch kurz sein Büro auf.

Amanda Cox, seine schwarzgelockte Sekretärin, schenkte ihm ein freundliches Lächeln. Sie war sehr hübsch, hatte volle, kirschrote Lippen und perlenweiße regelmäßige Zähne.

»Sie sehen müde aus, Mr. Hogan.«

»Das bin ich auch, Amanda. Anrufe?«

Das Mädchen schürzte die Lippen. »Nichts Wichtiges. Mr. Jammy, von Jammy, Boggs und Co., möchte morgen vorbeikommen. Er wird Sie vorher noch anrufen.«

Der Bankier nickte. »Ist mir recht.«

»Ach, und da war dann noch ein Anruf von Miß Skerritt. Sie wollte wissen, wo Sie so lange bleiben.«

Jacqueline Skerritt war seine Geliebte. Er hatte zwölf Jahre lang eine nicht gerade besonders aufregende Ehe geführt, und er wäre wohl immer noch verheiratet gewesen, wenn ihm nicht Jacqueline Skerritt über den Weg gelaufen wäre.

Sie hatte eine Explosion in seinem Leben ausgelöst, hatte ihn gewaltig aus der Bahn geworfen, und sie war auch der Grund gewesen, weshalb er sich mit Jeremy Church eingelassen hatte.

Er wollte ihr so viel wie möglich bieten, sie in Luxus betten. Aber das kostete mehr Geld, als er verdiente. Was er darüber hinaus brauchte, verschaffe ihm Church, doch damit geriet er in ein Abhängigkeitsverhältnis, das allmählich untragbar wurde.

Jeremy Church war ein Mensch, der gleich die ganze Hand haben wollte, wenn man ihm den kleinen Finger hinstreckte. Er verlangte immer größere Gefälligkeiten von Hogan.

Damit sollte nun Schluß sein. Auf das Geschäft, das Church von ihm erwartete, würde er sich nun nicht mehr einlassen. Da würden auch keine Drohungen mehr nützen.

Der Bankier wies auf das Telefon. »Rufen Sie Miß Skerritt an und sagen Sie ihr, daß ich mich schon auf dem Heimweg befinde.«

»Ist gut, Mr. Hogan.«

Er machte in seinem Büro noch schnell Ordnung, dann ging er.

Sein Wagen stand auf dem Parkplatz hinter dem Bankgebäude. Ein Jaguar. Neuestes Modell. Ein Geschenk von Jeremy Church für geleistete Dienste.

Die Sonne tupfte mit ihren goldenen Strahlen zum letztenmal auf die Dächer der Stadt, dann verabschiedete sie sich.

Craig Hogan schloß den Jaguar auf und setzte sich hinter das Steuer. Er dachte an Jacqueline. Seit zwei Jahren kannte er sie nun schon, und in ihm brannte immer noch ein verzehrendes Feuer, wenn er sie in die Arme nahm. Sie war wie ein Vulkan. Ein Naturereignis. Was sie ihm schenkte, hatte ihm nie zuvor eine Frau gegeben. Sie hätte ihn nicht verlassen dürfen, das hätte er nicht zugelassen. Bevor sie einem andern gehörte, hätte er sie lieber umgebracht. Ja, das hätte er, der

keiner Fliege etwas zuleide tun konnte und jede Art von Gewalt verabscheute, getan.

Er startete die Maschine.

Der Motor schnurrte kaum hörbar.

Craig Hogan drückte mit Gefühl auf das Gaspedal, ließ die Kupplung langsam kommen. Das Fahrzeug rollte an.

Plötzlich spiegelte die Luft. Craig Hogan sah sich selbst und den Jaguar. Die Spiegelung war eine Sekunde später wieder weg, und vor dem Bankier, mitten auf dem Parkplatz, stand eine violette Gestalt. Ein Bogenschütze, der einen leuchtenden Pfeil auf der Sehne liegen hatte, dessen Spitze auf Hogans Brust wies!

***

Trevor Bloom, ein Typ mit neugierigen Hasenzähnen und abstehenden Ohren, betrat Jeremy Churchs Penthouse. Eine Zeitung steckte in der Außentasche seines karierten Jacketts. Er zog sie heraus und klatschte sie grimmig auf den Tisch.

Der Gangsterboß schaute ihn gelassen an. »Ist dir was über die Leber gelaufen, Trevor?«

»Hast du die Zeitung schon gelesen?«

»Klar, von vorn bis hinten.«

»Dann kann dir auch das Geschmiere dieses Woody Hyde nicht entgangen sein.«

»Ist es auch nicht.«

»Und das stört dich nicht?« fragte Bloom verwundert. »Dieser Bastard wird immer dreister. Okay, du wirst von allen Zeitungen angegriffen, daran gewöhnt man sich mit der Zeit. Versteckte Anspielungen, kleine Sticheleien, ein eingestreuter Verdacht, mit einem Fragezeichen versehen, damit du dich nicht beschweren kannst. Das alles lasse ich mir gefallen. Aber dieser Woody Hyde geht entschieden zu weit. Er hat seine Schreibmaschine in Salzsäure getaucht und serviert seinen Lesern die Story mit dem Holzhammer. Ich kann nicht verstehen, wie dich das so kalt lassen kann. Dieser Woody Hyde greift dich öffentlich an. Er fordert dich heraus. Er beleidigt dich in jedem Satz mindestens einmal. Hast du die Absicht, das alles einfach hinunterzuschlucken, Jeremy?«

Church grinste. »Es gefällt mir, wie du dich aufregst und für mich Partei ergreifst, Trevor.«

»Dieser Mistkerl bezeichnet dich als den Al Capone von London.«

»Sollte ich mich mit dieser Bezeichnung nicht geschmeichelt fühlen? Al Capone war ein großer Mann. Von dem hätten wir alle noch was lernen können.«

»Hyde sagt, man müsse Jeremy Church, dieses gefährliche Unkraut, vertilgen.«

»Laß ihn doch. Es ist seine Meinung. Wir leben in einem Land, in dem zum Glück jeder seine Meinung äußern kann.«

»Du willst mich wohl auf den Arm, nehmen, Jeremy«, ereiferte sich Trevor Bloom. »Mach mir nichts vor. Du mußt dich doch über Woody Hydes Artikel grün und blau ärgern.«

»Ich tu's aber nicht.«

»Ich verstehe dich nicht mehr. Bis vor kurzem hättest du noch ein paar Jungs zu Hyde geschickt, die ihn für dich auseinandergenommen hätten. Er hätte nie wieder ein böses Wort über dich geschrieben.«

»Ich habe meine Taktik geändert.«

»Du wirst allmählich weich, Jeremy. Das kann gefährlich werden. Darauf wartet Dale Kelly doch nur. Wenn du schwach zu werden beginnst, wittert Kelly seine Chance, dich fertigzumachen.«

Jeremy Church lachte unbekümmert. »Mach dir keine Sorgen, Trevor. Ich werde schon bald über Woody Hyde und Dale Kelly triumphieren.«

»Hyde macht in seinem Artikel gewisse Andeutungen. Er behauptet, an Unterlagen gekommen zu sein, mit denen er dich fertigmachen kann. Er will sie kommenden Sonntag veröffentlichen. Läßt dich das immer noch kalt?«

»Hyde wird mir nicht schaden.«

»Mensch, Jeremy, nichts kann ihn davon abhalten. Er haßt dich.«

»Er wird für mich arbeiten. Demnächst.«

»Das glaubst du doch selbst nicht!« sagte Bloom.

»Wetten?«

Trevor Bloom seufzte. »Na schön, du bist der Boß, du mußt wissen, was du tust.«

Church nickte bedächtig. »Glaub mir, ich weiß es«, sagte er und dachte an Yercell, der einen Mann mehr auf seine Abschußliste setzen konnte.

Das Telefon läutete. Jeremy Church hob ab. Es war der Portier.

»Da ist ein Mann, Mr. Church. Er will zu Ihnen.«

»Wie ist sein Name?«

»Tony Ballard, Sir. Er sagt, er wäre Privatdetektiv und habe mit Ihnen etwas Wichtiges zu besprechen.«

Ballard. Tony Ballard. Jeremy Church konnte sich nicht entsinnen, diesen Namen schon einmal gehört zu haben. Er fragte sich, was der Privatdetektiv von ihm wollte. Du erfährst es, wenn du ihn raufläßt, sagte sich der Gangsterboß. »Okay, Smyler, schicken Sie ihn hoch.«

***

Der Schock traf Craig Hogan mit der Wucht eines Keulenschlages.

Ihm war, als würden dicke Hagelkörner über seinen Rücken rieseln. Hatte er eine Karnevalsfigur vor sich, die sich mit ihm einen dummen

Scherz erlaubte?

Reglos stand der violette Bogenschütze da.

Die unheimliche Bedrohung raubte dem Bankier den Verstand.

Hier handelte es sich um keinen Scherz. Der Bogenschütze würde Ernst machen. Kraftvoll war der Bogen gespannt. Hogan fühlte sich durch die Windschutzscheibe nicht geschützt. Er war davon überzeugt, daß der leuchtende Pfeil das Glas durchschlagen und ihn durchbohren würde.

Woher kam diese tödliche Erscheinung? Wie konnte man ihr entkommen? Indem man auf sie zuraste? Craig Hogan dachte nicht weiter. Er trat aufs Gaspedal. Der Jaguar sprang vorwärts, auf den violetten Bogenschützen zu. Das Fahrzeug wurde immer schneller, doch der unheimliche Schütze rührte sich nicht von der Stelle.

Eiskalt zielte er.

Und dann schnellte der Lichtpfeil von der schwarzen Sehne, raste dem Wagen entgegen, fegte durch die Scheibe, als wäre sie nicht vorhanden. Craig Hogan spürte einen harten Schlag gegen die Brust und dann den mörderischen Stich, als der Pfeil sein Herz durchbohrte. Eine kalte Welle breitete sich explosionsartig in seinem Körper aus, ergriff von ihm Besitz, stieß die Seele mit einem tiefen Seufzer aus dem Mund des Sterbenden, die Yercell sich holte, um mit ihr zu verschwinden.

Wie von Geisterhand gestoppt, blieb der Jaguar stehen.

Der Bankier war tot – und doch lebte er. Satans Bogenschütze hatte zum erstenmal zugeschlagen.

***

Der Expresslift preßte meinen Magen nach unten, als er beschleunigte. Die Kabine hielt erst, als sie das Penthouse erreicht hatte. Mahagonitüren glitten auseinander, und ich trat in einen großzügigen Raum mit viel Glas. Für mich ein Beweis dafür, wie sehr Jeremy Church seine Freiheit liebte und das Eingesperrtsein haßte.

Er empfing mich nicht allein. Ein Mann war bei ihm, den ich an Churchs Seite schon mal in der Zeitung gesehen hatte. Trevor Bloom war sein Name. Seine neugierigen Zähne schimmerten mir entgegen. Die abstehenden Ohren erinnerten mich an Radarschirme.

Churchs Blick tastete mich ab. Er taxierte mich gründlich, versuchte mich einzuordnen. Gehörte ich zur gefährlichen Kategorie?

Oder konnte er mit mir Schlitten fahren?

Langsam erhob er sich. Mit federnden Schritten kam er mir entgegen. »Ich bin auf Privatdetektive im allgemeinen nicht gut zu sprechen«, eröffnete er mir.

Ich lächelte ihn entwaffnend an. »Das kann ich verstehen. Sie haben viele Gründe, meinesgleichen nicht zu mögen.«

»Es gibt solche und solche. Die einen kommen, um mir ihre Dienste anzubieten, weil sie wissen, daß man bei mir gut verdienen kann. Die anderen haben irgend etwas herausgefunden und wollen daraus Kapital schlagen.«

»Ich gehöre weder zu den einen noch zu den andern, Mr. Church.«

»Sondern?«

Ich holte mein Lakritzbonbon mit der Zunge aus der linken Backe und schob es nach rechts. »Ich finde, für das, was Sie tun, ist die Polizei zuständig. In dieses Räuberund-Gendarm-Spiel möchte ich mich nicht einmischen.«

Church zeigte mir die Zähne. »Ein sehr vernünftiger Standpunkt, Mr. Ballard. Darf ich fragen, was Sie eigentlich zu mir führt?«

»Da hat etwas die menschliche Saite in mir zum Schwingen gebracht. Vielleicht sieht man es mir nicht an, aber unter der rauhen Schale befindet sich ein butterweicher Kern. Tragödien berühren mich unangenehm. Lassen mich nicht kalt, ich muß helfen. Es ist wie ein innerer Zwang, verstehen Sie?«

Jeremy Church blickte mich finster an. »Nachdem Sie mir Ihre Vorzüge angepriesen haben, hoffe ich, daß Sie zur Sache kommen, Mr. Ballard.«

»Bin schon dabei«, entgegnete ich. »Es geht um zwei Menschen, denen ziemlich übel mitgespielt wurde.«

»Kenne ich sie?«

»Selbstverständlich. Es handelt sich um Jane Jingle und Raoul Kellerman.«

Ich bemerkte, wie die beiden Gangster versteiften. Dieses Thema behagte ihnen nicht. Ich blieb aber dabei, denn ich war nicht gekommen, um mich mit Church über das Liebesleben der Maikäfer zu unterhalten. »Ich möchte, daß Sie zur Kenntnis nehmen, daß Raoul Kellerman mich nicht engagiert und auch nicht gebeten hat, zu Ihnen zu gehen, und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den armen Mann in Ruhe ließen. Der Besuch Ihrer Schläger hat ihn ohnedies schon zwei Zähne gekostet.«

Jeremy Church lachte nervös. Es klang wie ein Hüsteln. »Hören Sie, Ballard, ich fürchte, ich weiß nicht, wovon sie reden.«

Ich nickte. »Schon gut. Ganz klar, daß Sie das sagen. Ich will auch gar nicht näher darauf eingehen, sondern Ihnen nur meinen Standpunkt klarmachen: Kellerman hat mir sein Leid geklagt, und ich habe ihm gesagt, daß ich ihm helfen werde. Er bringt den Mut nicht auf, Sie anzuzeigen, hat Angst vor Ihnen. Das kann ich verstehen. Sie sind in der Wahl Ihrer Mittel nicht gerade zimperlich, wie man so hört.«

»Die Leute reden viel. Zumeist Blödsinn.«

»Auch das lassen wir dahingestellt«, sagte ich. »Mir geht es in erster

Linie darum, daß ich nun nicht vor Raoul Kellerman als Lügner dastehen möchte. Ich will damit sagen, ich habe versprochen, ihm zu helfen, und dazu muß ich nun auch stehen.«

Church schmunzelte. »Erwarten Sie von mir etwa Hilfe?«

»Eigentlich ja. Sehen sie, Jane will von Ihnen nichts mehr wissen. Sie halten sie irgendwo – ich weiß nicht wo, aber das ließe sich bestimmt herausfinden – gegen ihren Willen fest, und dagegen muß ich als Mensch, der die Menschenrechte achtet, natürlich etwas haben. Sie würden sich viel Ärger ersparen, wenn Sie Jane Jingle freiließen, damit sie zu Kellerman zurückkehren kann. Was halten Sie davon?«

»Ehrlich gesagt, nicht viel.«

»Vielleicht sollten Sie sich die Sache in Ruhe noch einmal durch den Kopf gehen lassen«, sagte ich geduldig.

»Da gibt's nichts zu überlegen, Ballard.«

»Wie ich mir schon zu erwähnen erlaubte, könnten Sie sich viel Ärger ersparen, wenn sie Vernunft annähmen…«

Jeremy Church konnte sich nicht mehr länger beherrschen. Ich hatte längst bemerkt, daß er gleich platzen würde. Sein Wutausbruch war überfällig. Jetzt ging er in die Luft.

»Hören Sie zu, Sie Witzfigur, mir können Sie mit Ihren feinen Manieren und dem umgänglichen, höflichen Getue nicht imponieren. Sie wissen anscheinend nicht, wen Sie vor sich haben. Was Sie eben ausgesprochen haben, war eine Drohung, Ballard!«

»Und was Sie mit Jane Jingle gemacht haben, nennt man Kidnapping!« erwiderte ich emotionslos.

Er fühlte sich ungemein stark in seinen vier Wänden. Vermutlich bestritt er die Tat deshalb nicht.

»Niemand darf Jeremy Church drohen, Tony Ballard. Am allerwenigsten ein gottverdammter Schnüffler. Ich gebe Ihnen den guten Rat, verschwinden Sie, bevor ich Ihnen klarmache, was für einen groben Fehler Sie gemacht haben. Es kann verdammt gefährlich sein, sich mit mir anzulegen, schreiben Sie sich das hinter die Löffel! So, und nun ziehen Sie Leine, sonst war das hier Ihr letzter Hausbesuch!«

Ich hatte getan, was ich tun mußte. Ich hatte es mit ihm im Guten versucht. Eigentlich hatte ich nicht damit gerechnet, damit Erfolg zu haben, Jeremy Church war ein starrsinniger, größenwahnsinniger Idiot. Nun würde ich die Sache anders angehen müssen.

Seine Flüche begleiteten mich zum Fahrstuhl.

Kurz bevor sich die Türen schlossen, schrie er mir noch zu:

»Wenn Sie gesund bleiben wollen, kümmern Sie sich nicht weiter um Jane Jingle und Raoul Kellerman, Ballard. Halten Sie sich daran. Sonst könnte es passieren, daß Sie eines morgens aufwachen und feststellen, daß Sie tot sind.«

***

Jacqueline Skerritt goß Bourbon in ihr Glas. Die dritte Füllung.

Amanda Cox hatte vor fünfundvierzig Minuten angerufen. In längstens zwanzig Minuten hätte Craig zu Hause eintreffen müssen, aber er war immer noch nicht da. Ausgerechnet heute kam Craig so spät, wo sie so dringend mit ihm reden wollte. Sie hoffte, daß ihm nichts passiert war. Ein Autounfall war in dieser Millionenstadt keine Seltenheit.

Bang preßte Jacqueline das Glas an ihr Gesicht. Sie sah Craig Hogan vor ihrem geistigen Auge auf einer Tragbahre liegen. Man trug ihn in ein Krankenhaus. Aufgeregte Menschen umgaben ihn…

Das schwarzhaarige Mädchen trank hastig. Nein, das bildete sie sich nur ein. Mit Craig war alles in Ordnung. Er war bestimmt nur aufgehalten worden. Wenigstens anrufen hätte er können.

Jacqueline trug einen weißen Hosenanzug, der ihre atemberaubende Figur wundervoll modellierte. Sie war ein begehrenswertes, äußerst attraktives Mädchen, einundzwanzig Jahre alt, und rechnete damit, daß Craig sie eines Tages heiraten würde.

Er wußte noch nicht, daß sie schon mal verheiratet gewesen war.

Mit siebzehn. Eine ganz verrückte Ehe war das gewesen. Vier Wochen hatte sie bloß gehalten, dann war Jacqueline draufgekommen, daß sie einen schizophrenen Geisteskranken geheiratet hatte. Einen paranoiden Verbrecher. Einen Lustmörder, der vier Frauen überfallen hatte. Wahrscheinlich wäre ihm auch Jacqueline zum Opfer gefallen. Im Keller des Hauses, in dem sie mit ihm gewohnt hatte, war jedenfalls schon eine Grube ausgehoben gewesen. Aber dann war die Polizei aufgekreuzt und hatte ihn mitgenommen, und Jacqueline hatte sich monatelang vor sich selbst geekelt, wenn sie daran dachte, die Frau eines verrückten Mörders gewesen zu sein.

Irgendwann würde sie es Craig Hogan sagen müssen. Sie hatte gehofft, es heute hinter sich bringen zu können, denn am frühen Nachmittag hatte jemand aus der Nervenheilanstalt angerufen und ihr mitgeteilt, daß sich ihr ehemaliger Mann das Leben genommen hatte.

Erst jetzt war der Alptraum wirklich zu Ende.

Es gab einen Abschiedsbrief für sie. Jacqueline wußte noch nicht, ob sie ihn abholen würde.

Sie wußte nicht einmal mehr, ob sie die Kraft aufbringen würde, heute mit Craig über den Schock von damals zu reden. Sie wollte es den Umständen überlassen. Mal sehen, mit welcher Laune Craig nach Hause kam, ob er überhaupt ansprechbar war; das war er nämlich nicht immer. Die Sorgen schienen für ihn in letzter Zeit größer geworden zu sein. Er sprach mit ihr nicht darüber. Er brachte das Geld nach Hause, und sie hatte nichts weiter zu tun, als schön zu sein, eine

Rolle, die sie hervorragend beherrschte.

Dämmerlicht zauberte trübe Schleier in den Garten. Jacqueline mochte diese Zeit nicht.

Motorgeräusch.

Craig, dachte das Mädchen.

Sie stellte ihr Glas weg, frisierte sich vor dem großen venezianischen Spiegel mit den Fingern und begab sich zur Tür, um Craig Hogan einzulassen. Das Motorgeräusch erstarb mit einem letzten Blubbern. Schritte kamen auf das Haus zu. Schwer, müde.

Da wird wohl nicht mit ihm zu reden sein, überlegte Jacqueline.

Sie würde Craig aufheitern müssen. Er brauchte nach der harten Arbeit zu Hause keine weiteren Probleme, sondern Entspannung.

Jacqueline setzte ein Lächeln auf, das ihm zeigen sollte, daß er willkommen war.

Dann öffnete sie die Tür.

Auf der Fußmatte stand Craig Hogan, und Jacqueline hatte sofort den Eindruck, daß er sich verändert hatte…

***

Die Wangen fahl, der Schritt schleppend, jede Handbewegung langsam. Der Tag mußte von Craig Hogan das letzte gefordert haben. Er schien restlos fertig zu sein.

»Hallo«, sagte Jacqueline nett. »Es ist schön, dich wiederzuhaben.«

Er trat ein, ohne etwas zu erwidern. Unwillkürlich verglich sie seine Bewegungen mit denen einer Marionette. Noch ein Vergleich kam ihr in den Sinn: Er geht, als wäre er aufgezogen.

Craig Hogan schien nicht richtig da zu sein. Vermutlich war er zerstreut. Wahrscheinlich war das der Grund dafür, daß er immer noch die Sonnenbrille trug, obwohl längst keine Sonne mehr schien.

Jacqueline Skerritt schloß die Tür. Hogan ging in den Living-room.

»War heute wohl ein sehr anstrengender Tag«, sagte das Mädchen.

»Ja, ziemlich anstrengend«, sagte er mit rasselnder Stimme.

»Soll ich dir einen Drink machen?«

»Ja, einen Drink.«

»Möchtest du dich nicht setzen und es dir bequem machen?«

»Ja, setzen und bequem machen.«

Er war wie ein Echo. Alles, was sie sagte, wiederholte er. Müde ließ er sich in seinen Lieblingssesel fallen. Er ächzte dabei wie ein alter Mann. Zum ersten Mal machte sich der Altersunterschied zwischen ihnen bemerkbar. Bisher hatte sich Craig Hogan stets bemüht, jung und agil zu wirken. Er stopfte täglich Vitamin- und Proteinpräparate in sich hinein und spulte im unterirdischen Hobbyraum allmorgendlich ein einstündiges Fitneßprogramm ab, um in Form zu bleiben.

Diesmal schien es in der Bank ziemlich hoch hergegangen zu sein. Jacqueline überlegte sich, ob sie ihn ausnahmsweise fragen sollte, ob er mit ihr über seinen Streß reden wolle. Vielleicht half ihm eine Aussprache.

Sie mixte ihm einen Manhattan und reichte ihm das Glas.

Seine Finger streiften ihre Hand, und Jacqueline erschrak, den die Finger waren eiskalt.

»Mein Gott, deine Hände sind ja ganz kalt, Craig.«

»Ja, ganz kalt.«

»Bist du krank?«

Zum erstenmal echote Hogan nicht. »Nein«, sagte er bestimmt. Er nahm einen Schluck von seinem Manhattan.

»Du… du wirkst so verkrampft, Darling«, meinte Jacqueline.

»Kann ich irgend etwas für dich tun? Soll ich deinen Nacken massieren?«

»Nein.«

»Dann versuch dich so zu entspannen. Der Streß ist vorbei. Du bist zu Hause. Vergiß deine Sorgen bis morgen, okay?«

Er sagte nichts.

Sie ging vor ihm in die Hocke und lächelte ihn an. »Darf ich dich auf etwas aufmerksam machen, Craig?«

Er blieb stumm.

»Du trägst immer noch die Sonnenbrille. Weißt du, wie du mir vorkommst? Wie ein zerstreuter Professor.«

Er antwortete nicht.

»Nimm die Brille ab, Craig.«

»Nein.« Es klang hart, schroff.

»Warum nicht?« Jacqueline Skerritt lachte. »Willst du, daß ich denke, jemand hätte dir ein blaues Auge geschlagen? Ist doch zu albern, zu Hause mit der Sonnenbrille zu sitzen.«

Er traf keine Anstalten, die Brille abzunehmen.

»Ist irgend etwas mit deinen Augen nicht in Ordnung, Darling?«

fragte sie besorgt.

»Laß mich in Ruhe.«

»Komm, laß mich deine Augen sehen«, sagte das Mädchen, und ehe er es verhindern konnte, ergriffen zwei ihrer schlanken Finger den Brillenbügel. Er riß den Kopf zurück. Jacqueline Skerritt hielt die Sonnenbrille in der Hand und starrte Craig Hogan fassungslos an.

Sie schaute in leere, blicklose, gebrochene, *tote* Augen!

***

Okay, Jeremy Church wollte es nicht anders haben. Die weiche Welle hatte nichts eingebracht. Also mußte ich versuchen, mit der harten Welle ans Ziel zu gelangen. Mein Freund und Kampfgefährte Mr.

Silver unterstützte mich dabei. Wir statteten Raoul Kellerman einen kurzen Besuch ab. In seinem Juwelierladen herrschte wieder Ordnung. Kellermans Zahnarzt hatte ihm die ausgeschlagenen Zähne ersetzt. Die Verletzungen, die ihm Churchs Schläger zugefügt hatten, verheilten allmählich.

In dem Juweliergeschäft wurden in mir schlimme Erinnerungen wach. Hier hatten mich zwei Teufelsmönche festgehalten, und der dritte hatte mir mit seiner Höllenpeitsche die Kleider in Fetzen geschlagen. Wenn ich daran dachte, fing meine Brust sofort wieder zu schmerzen an.

Kellerman erschrak, als ich ihm erzählte, daß ich bei Jeremy Church gewesen war. Er befürchtete, daß der Gangsterboß nun noch einmal seine Schläger in Marsch setzen würde. Ich rechnete nicht damit.

Unser Gespräch mit dem Juwelier bescherte uns zwei Personenbeschreibungen. Es stellte sich heraus, daß der eine Verbrecher Trevor Bloom gewesen war. Den Namen des Schwergewichts, das die grobe Arbeit verrichtet hatte, wußten wir nicht, er würde sich aber erfragen lassen.

Über diese beiden Gangster hofften wir an Jane Jingle herankommen zu können.

Als wir gingen, sagte Raoul Kellerman kleinlaut: »Rühren Sie nicht zu fest um, Mr. Ballard. Wenn Sie Jeremy Church zu sehr reizen, kann es passieren, daß ich Jane nie mehr wiedersehe. Er könnte sie umbringen.«

»Das wird er nicht wagen.«

»Da kennen Sie Jeremy Church aber schlecht«, meinte der Juwelier heiser. »Es gibt nichts, was der sich nicht traut.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Mr. Kellerman. Sie kriegen Ihre Jane wohlbehalten wieder.«

»Hoffentlich.«

»Ganz bestimmt.«

»Sie sagen das so selbstsicher, und dabei wissen Sie noch nicht einmal, wo sich Jane befindet.«

»Das kriegen wir im Handumdrehen raus, das ist nicht schwierig«, erwiderte ich. »Stellen Sie inzwischen eine Flasche Sekt kalt, damit Sie das Wiedersehen mit Jane gebührend feiern können.«

Wir verließen den Juwelierladen und stiegen in meinen weißen Peugeot 504 TI. Unsere nächste Station war Jeremy Churchs Nightclub, der eben erst seine Pforten geöffnet hatte. Die Kellner langweilten sich noch. Ein paar Animiermädchen lungerten herum und warteten auf Kundschaft. Wir fischten uns ein Girl, ich schob ihr einen Geldschein zu, der sie high machte. Sie ließ ihn in ihrem tiefen, appetitlich gefüllten Ausschnitt verschwinden und fragte mich mit glasigen Augen, was sie dafür tun solle. Es hätte wohl nichts gegeben,

wozu sie nein gesagt hätte.

Wir erzählten ihr eine Geschichte, die von vorn bis hinten gelogen war. Sie mußte denken, wir wären Ganoven, hätten einen längeren Knastaufenthalt hinter uns und wollten nun wieder Fuß fassen. Ich beschrieb ihr den Mann, von dem wir uns eine tatkräftige Starthilfe erwarteten, dessen Name wir aber nicht kannten. Ex-Boxer, Schwergewicht, eingeschlagene Nase. Das Girl lieferte uns postwendend den dazu passenden Namen. Der Mann hieß George Gabby. Die Kleine wußte sogar, wo er wohnte.

Zufrieden verließen wir den Nightclub. Sechs Matrosen schneiten zur Tür herein. Jetzt schon angeheitert. Die klopften lockere Sprüche, verkündeten lauthals, was sie alles mit den Mädchen vorhatten, und einer legte mir seinen Arm um die Schultern und sagte mit einer schrecklichen Rumfahne: »Kamerad, ihr geht schon wieder? Der Betrieb läuft doch erst an. Kommt mit rein. Wir geben einen aus.«

Ich schmunzelte. »Sorry, Freund. Wir gehören den anonymen Alkoholikern an. Da hat man uns eingetrichtert: Laß das erste Glas stehen – und das für vierundzwanzig Stunden.«

Der Matrose schaute mich mitleidig an. »Und das schaffst du?«

»Was sind schon vierundzwanzig Stunden, gemessen an der Ewigkeit?«

Er schlug mir auf die Schulter. »Armes Schwein. Also ich würde das nicht aushalten. Du hast mein ganzes Mitgefühl.«

»Vielen Dank, das wird mir bestimmt sehr helfen«, sagte ich und trat mit Mr. Silver auf die Straße. »Hier trennen sich unsere Wege, Silver-Boy. Mal sehen, wer von uns beiden früher herausfindet, wo sich Jane Jingle befindet.«

»Ich natürlich«, tönte der Ex-Dämon.

»Das mußt du erst noch beweisen. Welchen willst du übernehmen? Trevor Bloom oder George Gabby?«

»Da dir Gabby die hübsche Nase ins Gehirn dreschen würde, werde ich mich um ihn kümmern.«

»Angeber. Ich werde mich schieflachen, wenn ich dich mit einem blauen Auge wiedersehe.«

»Du bist mir vielleicht ein Freund«, maulte der Hüne mit den Silberhaaren.

»Vergiß es«, sagte ich und stieg in den Peugeot, während sich der Ex-Dämon zu den Taxis begab, die an der Ecke standen. Ich sah ihn im Rückspiegel noch einsteigen, dann bog ich um die Ecke und verlor meinen Freund aus den Augen.

Zehn Minuten später stoppte ich meinen Wagen vor dem Haus, in dem Trevor Bloom wohnte. Seine Adresse hatte ich aus dem Telefonbuch. Ich hoffte, daß er sich nicht mehr bei Jeremy Church, sondern zu Hause aufhielt, und meine Hoffnung erfüllte sich.

Auf mein aggressives Läuten riß er die Tür auf.
Mein Daumen blieb auf dem Klingelknopf liegen. Ich grinste ihn an.
»Wollen Sie nicht zu läuten aufhören, Ballard?« bellte er mich an.
»Warum denn so unfreundlich? Ich könnte fast denken, ich wäre nicht willkommen.«
»Sind Sie auch nicht. Was wollen Sie hier? Ich will mit Ihnen nichts zu schaffen haben.«
»Nur ein paar Fragen, dann bin ich gleich wieder eine Wolke und Sie haben ihre Ruhe.«
»Keine Fragen, Tony Ballard!«
»Nun seien Sie doch nicht so unfreundlich. Ich bin nicht gekommen, um Sie zu verprügeln, wie ihr es mit Raoul Kellerman gemacht habt. Ich will bloß mit Ihnen reden.«
»Sie haben anscheinend was mit den Ohren, Ballard!« stieß Trevor Bloom gereizt hervor. Seine Augen schossen Blitze auf mich ab. Sie ließen mich kalt. »Ich sagte, Sie sollen die Kurve kratzen.«
»Ihr habt Jane Jingle abgeholt!«
»Wer behauptet das? Kellerman? Er lügt!«
»*Ich* behaupte es!«
»Daß Sie nicht alle Latten am Zaun haben, ist mir schon längst aufgefallen.«
»Wohin habt ihr Jane gebracht?«
»Ich verstehe immer nur Bahnhof und Koffer klauen!«
»Aber Sie denken, ich hätte was mit den Ohren. Dabei sind Ihre Gehörgänge verlegt. Mann, lassen Sie's nicht darauf ankommen, daß ich die Geduld verliere. Ich will Ihnen nicht drohen, aber wenn ich Sie durch den Wolf drehe…«
Er fiel mir zornig ins Wort: »Das versuchen Sie mal, Sie Halbstarker! Dann breche ich Ihnen sämtliche Knochen!«
»Wohl heute die Kraftsportzeitung gelesen, wie? Sie und George Gabby haben Jane zunächst bei Jeremy Church abgeliefert, denke ich. Er wird ihr tüchtig die Leviten gelesen haben. Und danach? Wohin habt ihr das Mädchen denn gebracht? Mann, reden Sie. Was Sie getan haben, kann Sie für lange Zeit ins Zuchthaus bringen.«
Er grinste mich höhnisch an. »Dazu müßten sie aber erst beweisen können, was Sie behaupten.«
»Kein Problem.«
»Wissen Sie was, Ballard? Sie kotzen mich an. Ich bin mit Ihnen fertig.« Bloom wollte mir die Tür auf die Nase schmettern, doch mein Fuß schnellte vor, die Türschlug dagegen und federte zurück.
Sie traf den Gangster an der Schulter. Er verzog das Gesicht, weil es weh tat. Und dann verlor er den Verstand.
Blitzschnell riß er seine Pistole aus der Schulterhalfter.
Ich kickte sie ihm aus der Faust. Er stieß einen heiseren

Schmerzensschrei aus. Die Waffe flog in hohem Bogen durch die Diele, schlug gegen die Wand und fiel zu Boden.

Bloom stürzte sich schnaufend auf mich.

Ich stoppte ihn mit einer Geraden und setzte mit einer Doublette nach. Er torkelte zurück. Mein Schwinger hätte ihn zur Vernunft bringen sollen, aber Bloom sah die Faust rechtzeitig kommen, duckte sich und rammte mir den Kopf in den Bauch.

Ich klappte in der Mitte zusammen, riß das Knie hoch, der Treffer richtete den Gangster gerade auf, und ich streckte ihn mit einem Heumacher nieder. Er war groggy. Mit glasigen Augen versuchte er sich zu erheben. Er schaffte es nicht. Die Gleichgewichtsstörungen warfen ihn immer wieder um.

Ich bückte mich und krallte meine Finger in sein Jackett, um ihn hochzuziehen.

Dabei stellte sich heraus, daß Trevor Bloom mehr Glück als Verstand hatte, denn plötzlich war jemand hinter mir. Ein Freund von Bloom. Der Zufall schien ihn ausgerechnet jetzt hierher geführt zu haben. Ein gottverfluchter Zufall, der mir überhaupt nicht in den Kram paßte.

Ich versuchte die Situation noch zu retten, ließ Bloom los und kreiselte herum.

Nach einer Vierteldrehung passierte das, was ich befürchtete. Ein harter Schlag traf meinen Kopf. Vor meinen Augen regnete ein Feuerwerk herab. Und dann gingen für mich sämtliche Lampen aus.

***

Jacqueline Skerritt stand wie erstarrt vor dem Bankier. »Craig!«

preßte sie fassungslos hervor. »Mein Gott, Craig, was ist mit deinen Augen?« Ihre Stimme krächzte. »Deine Hände… kalt … wie … wie wenn du … tot wärst …!«

Craig Hogan verzog das fahle Gesicht zu einem grausamen Grinsen. »Du hast es erfaßt, Jacqueline. Ich *bin* tot.«

»Aber… aber …«

»Du kannst nicht verstehen, daß ein Toter nach Hause kommt und sich mit dir unterhält.«

»Ja, es ist mir unbegreiflich…«

»Es ist das Geheimnis der Hölle, das mich am Leben erhält.« Hogan erhob sich. Wieder mit diesen marionettenhaften Bewegungen.

Jacqueline Skerritt wich entsetzt zurück. Hatte das Leben denn nur Tiefschläge für sie? Zuerst eine Ehe mit einem wahnsinnigen Mörder. Dann eine Freundschaft mit einem Mann, der plötzlich zum Zombie wird…

»Craig… Craig, was hast du vor?« fragte das Mädchen schaudernd.

»Du warst zu neugierig.«

»Ich… ich konnte doch nicht ahnen, daß du …«

»Diese Neugier wird dir nun zum Verhängnis. Mein Geheimnis muß gewahrt bleiben!«

»Craig… Craig, du willst mich doch nicht etwa …«

»Es muß sein«, sagte der Bankier hart. Er machte einen raschen Schritt auf das verstörte Mädchen zu. Sie stieß einen schrillen Schrei aus, federte zurück, stieß mit der Hüfte gegen eine Kommode, ließ die Sonnenbrille fallen, die sie Hogan nicht hätte abnehmen dürfen.

Aber wie hätte sie das wissen sollen? Wie hätte sie vorhersehen sollen, daß sich hinter den dunklen Gläsern der Brille das nackte Grauen verbarg?

Ihr Herz trommelte wild gegen die Rippen. Sie wich nach links aus. Der Zombie folgte ihr. Sein Grinsen war teuflisch.

»Du kommst hier nicht lebend raus, Jacqueline!« sagte er leise.

»Craig… ich bitte dich …«

Er lachte. »Willst du an mein Herz appellieren? Ich habe keines mehr, und ich kenne auch kein Mitgefühl mehr.«

»Craig… ich flehe dich an, laß mich gehen. Ich … ich werde zu niemandem über dein Geheimnis sprechen. Ich schwöre es dir!«

Der Bankier schüttelte den Kopf. »Alles Jammern und Betteln hilft nichts, Jacqueline. Du mußt sterben!«

Sie stieß sich ab und rannte durch das große Wohnzimmer. Craig Hogan bückte sich und griff mit beiden Händen nach dem Teppich.

Blitzschnell riß er daran. Jacqueline Skerritt verlor das Gleichgewicht. Wieder schrie sie auf, griff mit den Händen in die Luft, schlug lang hin.

Der Zombie lachte rauh.

Jacqueline kämpfte sich atemlos hoch.

Hogan erreichte sie.

Kalte Hände legten sich um ihren Hals.

Totenhände!

Ihr greller Schrei erstickte im unbarmherzigen, mörderischen Würgegriff des Zombies. Sie bekam keine Luft mehr.

Panik raste in ihr hoch. Sie schlug wild um sich. Todesangst peinigte sie. Verzweifelt versuchte sie sich von den kalten Totenhänden zu befreien. Sie schaffte es nicht. Ihre Kräfte ließen nach.

Das Herz wollte ihr bersten. Ihr schwanden die Sinne. Die Beine knickten ein. Doch Craig Hogan ließ sie noch nicht los. Erst als er sicher war, daß sie nicht mehr lebte, lösten sich seine harten Hände von ihrem Hals. In seinem fahlen Gesicht war keine Spur von Reue zu entdecken.

Er war ein anderer geworden.

Gewalt war ihm nun nicht mehr verhaßt. Sie war zu einem Bestandteil von ihm geworden.

***

Sean Sullivan blickte grinsend auf den bewußtlosen Privatdetektiv zu seinen Füßen. Er steckte seinen Totschläger ein, mit dem er den Fremden von den Beinen geholt hatte, und half Trevor Bloom auf die Beine.

»Da bin ich ja genau im richtigen Augenblick gekommen«, meinte Sullivan. Sein Gesicht war so verwittert wie das eines alten Cowboys. »Der Bursche hat dich ganz schön fertig gemacht.«

»Ja«, knurrte Bloom und versetzte dem Detektiv einen wütenden Tritt.

»Wer ist der Knabe?«

»Tony Ballard, ein verdammter Schnüffler.«

»Was will er von dir?«

»Er sucht Jane Jingle.«

»Du hast ihm doch nicht gesagt, wo er sie finden kann.«

»Wofür hältst du mich?«

»Möglich, daß er es aus dir herausgeprügelt hätte.«

Blooms Augen wurden schmal. »Das hätte er nie geschafft. Mich kann man totschlagen. Wenn ich etwas nicht sagen will, dann sag' ich's nicht. Faß mit an.«

Die Gangster ergriffen Tony Ballard und trugen ihn ins Wohnzimmer. Sie warfen ihn auf die Couch. Bloom kehrte in die Diele zurück, schloß die Wohnungstür, hob seinen Ballermann auf und steckte ihn in die Schulterhalfter.

Sean Sullivan bediente sich an der Hausbar selbst. Er spritzte sich Soda in den Whisky. »Ich darf doch«, sagte er und hob sein Glas.

»Fühl dich hier wie zu Hause«, gab Bloom zurück. »Gib mir auch was zu trinken. Ich muß den Ärger hinunterspülen.«

Sullivan lieferte einen Whisky-Soda bei ihm ab. Er wies auf Tony Ballard. »Was soll mit ihm geschehen?«

»Weiß ich noch nicht. Ich werde den Boß fragen. Dem ist er heute auch schon auf den Wecker gegangen.« Bloom erzählte dem Freund, was sich Tony Ballard erlaubt hatte.

Sean Sullivan wiegte den Kopf. »Junge, junge, der Knabe kann doch nicht ganz dicht sein.«

Trevor Bloom leerte sein Glas, dann begab er sich zum Telefon, um zu hören, was Jeremy Church zu sagen hatte. Es wäre wohl das Vernünftigste gewesen, den Detektiv umzulegen, denn nur ein toter Schnüffler ist ein guter Schnüffler. Wenn sie Tony Ballard am Leben ließen, würde er ihnen immer wieder in die Quere kommen.

Dieser Bursche gehörte zu der ganz hartnäckigen Sorte. Der gab erst auf, wenn er sein Ziel erreichte – oder wenn er tot war.

***

Craig Hogan schob seine Totenarme unter die Leiche. Er war jetzt

wesentlich kräftiger als zu Lebzeiten. Federleicht schien das tote Mädchen für ihn zu sein. Ohne Anstrengung hob er sie hoch und trug sie aus dem Haus. Er legte sie in den Kofferraum seines Jaguars, kehrte ins Haus zurück, holte sich seine Sonnenbrille und setzte sie wieder auf.

Jacqueline hätte eine Chance gehabt, mit dem Leben davonzukommen, wenn sie nicht so neugierig gewesen wäre.

Das Geheimnis der Hölle mußte gewahrt bleiben.

Ohne Eile verließ der Bankier sein Haus. Er stieg in seinen Wagen und startete. Die Dämmerung war inzwischen so weit fortgeschritten, daß Hogan die Fahrzeugbeleuchtung einschalten mußte.

Der Jaguar rollte durch die Grundstückseinfahrt, bog links ab, gewann an Tempo, ohne jedoch die erlaubte Geschwindigkeit zu überschreiten. Immerhin hatte Hogan eine Fracht im Kofferraum, mit der er nicht erwischt werden wollte.

Er beabsichtigte, das tote Mädchen im Hafengebiet loszuwerden.

Ein Stück Eisen an die Beine und ab mit ihr in die Themse. Kein Mensch würde Jacqueline Skerritt je wiedersehen. Niemand würde sie vermissen, denn sie hatte keine Eltern und keine Verwandten gehabt.

Craig Hogan fuhr die Victoria Street entlang. Auf der Höhe der Palace Street kam er gerade noch über die Kreuzung, und dann hatte er plötzlich eine Funkstreife hinter sich. Ein unwilliger Fluch kam über seine Lippen. Das Polizeifahrzeug überholte ihn rechts und stoppte ihn.

Zwei Polizeibeamte stiegen schwerfällig aus. Beide übergewichtig. Sie walzten heran.

»Guten Abend, Sir.«

»Guten Abend«, erwiderte der Bankier. »Ich habe doch keinen Fehler gemacht, oder?«

»Dürfen wir mal Ihre Papiere sehen, Sir?«

»Selbstverständlich.« Craig Hogan gab alles her, was er bei sich trug. Aus einem der Ausweise ging hervor, daß er Bankier war. Er hoffte, damit auf die Polizisten genügend Eindruck zu machen, daß sie ihn weiterfahren ließen.

»Sie sind vorhin im allerletzten Moment über die Kreuzung gerauscht, Sir. Dadurch wurden wir auf Sie aufmerksam.«

»Es war aber doch noch grün.«

»Darum geht es nicht. Würden Sie bitte mal aussteigen, Sir?«

Der Zombie war nahe daran, das Gaspedal durchzudrücken und loszubrausen. Er tastete nach dem Türgriff, öffnete den Wagenschlag. Die Polizisten ahnten nicht, daß sie mit einem Fuß schon im Grab standen. Wenn sie verlangten, er solle den Kofferraum aufmachen, würde er sie töten. Alle beide. Niemand würde ihn daran hindern können.

Die Uniformierten begaben sich mit Hogan zum Fahrzeugheck.

»Die Nummernschildbeleuchtung ist ausgefallen, Mr. Hogan.«

»Ich werde das an der nächsten Tankstelle beheben lassen«, versprach der Zombie lächelnd.

Er bekam seine Papiere zurück. »Haben Sie was mit den Augen, Mr. Hogan?«

»Ja, eine Netzhautentzündung, deswegen die Sonnenbrille. Sieht dumm aus, ich weiß, aber was soll man machen?«

»Gute Fahrt, Sir.«

»Danke.«

Die Uniformierten kehrten zum Streifenwagen zurück, stiegen ein und fuhren weiter. Ein zufriedenes Grinsen huschte über Hogans Gesicht. Wenn die Polizisten geahnt hätten, was er im Kofferraum transportierte, wären sie nicht so freundlich gewesen.

Er setzte sich in den Jaguar und fuhr weiter.

Wenig später erreichte er den Hafen. Er schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ab und stieg aus. Stille umgab ihn. Und Finsternis. Als Mensch hätte er mit der Sonnenbrille vor den Augen absolut nichts mehr gesehen. Als Zombie fand er sich in der Finsternis aber sehr gut zurecht.

Kräne, alte Frachter, verwitterte Lagerhäuser, aufgestapeltes Frachtgut auf dem Kai. Weit und breit keine Menschenseele. Nur ein streunender Hund, der über Schienenschwellen lief und etwas zum Fressen suchte.

Craig Hogan machte einen kurzen Rundgang. Er entdeckte ein rostzerfressenes Gußeisenstück. Es mußte mal Bestandteil einer Maschine gewesen sein, wog etwa dreißig Kilogramm.

Der Zombie trug das Eisen zum Kaimauerrand. Dort legt er es ab, öffnete den Kofferraumdeckel seines Wagens und hob die Tote heraus. Auch sie legte er am Rand der Kaimauer ab. Erneut kehrte er zum Jaguar zurück. Er holte das Abschleppseil heraus, wickelte es um die Beine der Mädchenleiche, verband das andere Ende mit dem Eisenstück und stieß Jacqueline Skerritt und das Eisen sodann ins Wasser.

Es plumpste.

Luftblasen blubberten.

Wellen liefen in alle Richtungen davon.

Doch das Wasser beruhigte sich rasch wieder, und nichts wies darauf hin, daß hier soeben eine Leiche versenkt worden war. Zufrieden wandte sich der Zombie um. Er kehrte zu seinem Wagen zurück.

Da drang ein leises Geräusch an sein Ohr, und er wußte sogleich, daß ihn jemand beobachtet hatte!

***

Für Joel Walsh hatte es schon mal bessere Zeiten gegeben, damals, als er noch Leiter des riesigen Supermarkts in der Oakley Street gewesen war. Man hatte in ihm allgemein einen tüchtigen Menschen gesehen, der es innerhalb der Supermarktkette noch weit bringen konnte. Er war bereits für den Posten des Zentraleinkäufers im Gespräch gewesen, und er hätte diesen Job auch gekriegt, wenn…

Das Schicksal hatte ihm hart mitgespielt, hatte ihn brutal zum Verlierer gestempelt. Zuerst war ihm die Frau gestorben. Sie hatte sich ins Krankenhaus begeben, um sich eine lächerliche Warze abnehmen zu lassen, die ihn, ihren Mann, nie gestört hatte.

Das Pech wollte es, daß man ihr die falsche Injektion verabreichte. Ein bedauerlicher Irrtum. Folgenschwer. Denn die Frau brach augenblicklich zusammen und war nicht mehr zu retten.

Walsh hatte damals gedacht, verrückt zu werden. Er weinte, brüllte und tobte im Krankenhaus, aber das machte seine Frau auch nicht mehr lebendig. Er verklagte die Ärzte wegen fahrlässiger Tötung. Man zahlte ihm siebzigtausend Pfund aus. Aber kann man den Wert eines Menschen überhaupt mit einem Geldbetrag festsetzen?

Wenn er nicht seine Arbeit und seinen neunzehnjährigen Sohn gehabt hätte, die ihn aufrechthielten, hätte er wahrscheinlich einen Strick genommen und seinem Leben ein Ende gesetzt.

Ein Jahr nach dem Tod seiner Frau kehrte Walshs Sohn von einer Urlaubsreise aus Tunesien zurück. Mit Fieber. Der Hausarzt meinte, das würden sie schon wieder hinkriegen, es bestünde kein Grund, sich um den Jungen Sorgen zu machen.

Aber das Fieber war hartnäckig, ließ sich nicht senken. Der Junge nahm rapid ab. Das Fieber verzehrte ihn bei lebendigem Leibe.

Nach einer Woche war der Hausarzt mit seinem Latein am Ende. Er ordnete die Einlieferung in ein Hospital an, doch auch da konnte man dem Jungen nicht helfen. Er litt an einer rätselhaften Viruskrankheit, gegen die es kein Mittel gab.

Täglich war Joel Walsh mehrere Stunden bei seinem Jungen im Krankenhaus. Er sagte ihm, es würde alles wieder gut werden, aber sie wußten beide, daß es nicht stimmte.

Bei jedem Abschied weinten sie.

Und dann kam Joel Walsh einmal ins Hospital, und seinem Sohn ging es nach langem wieder etwas besser. Er schnappte vor Freude beinahe über, fing wieder zu hoffen an.

Tags darauf war der Junge tot. Eine Schwester drückte Joel Walsh die Kleider seines Sohnes in die Hand und sagte ihm, daß der Junge in der Nacht gestorben sei.

Ohne Schmerzen. Er habe es nicht einmal mitgekriegt. Er sei einfach hinübergedämmert. Ein schwacher Trost.

Walsh ging an diesem Tag nicht nach Hause. Er hätte es daheim

nicht ausgehalten. Er zog von Kneipe zu Kneipe und trank so lange, bis er irgendwo besinnungslos zusammenbrach.

Am nächsten Tag machte er dasselbe, und in den darauffolgenden Wochen und Monaten war er immer wieder schwer betrunken. Er ließ sich gehen, kam oft unrasiert und mit glasigen Augen zur Arbeit, wurde unzuverlässig. Den Job des Zentraleinkäufers bekam jemand anders.

Walshs Vorgesetzter holte ihn mehrmals zu einer Aussprache unter vier Augen in sein Büro. Er stellte ihm ein Ultimatum. Es nutzte nichts. Joel Walsh fand keinen Halt mehr. Er rutschte mehr und mehr ab, verlor seinen Posten, den Wagen, die Wohnung, landete in der Gosse. Hier war die Talfahrt zu Ende.

Heute war Joel Walsh ein Penner, der durch die Straßen der Stadt gammelte, den Winter in Kaufhäusern und U-Bahn-Schächten verbrachte, um Geld bettelte und jeden Shilling in Alkohol umsetzte.

Niemand fragte sich, wie das, was er heute war, aus ihm hatte werden können. Die Leute machten einen Bogen um ihn, verachteten oder ignorierten ihn. Er war ein Ausgestoßener, mit dem niemand mehr zu tun haben wollte. Für sein Schicksal interessierte sich keiner.

An diesem Abend trieb er sich im Hafen herum, auf der Suche nach etwas, das man verkaufen konnte.

Die Lichter eines Wagens tanzten herum. Er zog sich hinter grob gezimmerte Kisten zurück, die mit einer dicken grauen Plastikfolie zugedeckt waren. Das Fahrzeug, ein neuer, schnittiger Jaguar, hielt an. Dunkel schimmerte der polierte Lack.

Joel Walsh lugte hinter den Kisten hervor.

Ein Liebespärchen, das hier ein Schäferstündchen verbringen wollte? Wer einen solchen Wagen fuhr, sollte sich eigentlich auch ein Hotelzimmer leisten können.

Walsh sah nur eine Person im Fahrzeug. Die Scheinwerfer erloschen. Der Fahrer stieg aus.

Er muß einen Kopfschuß haben, dachte Joel Walsh. Trägt am Abend eine Sonnenbrille. Gleich wird er auf die Nase fallen.

Aber der Mann fiel nicht. Er machte einen Rundgang, schien etwas zu suchen. Er kam auch an den Kisten vorbei, hinter denen der Penner hockte. Walsh machte sich ganz klein. Er wollte nicht entdeckt werden. Vielleicht war dieser Kerl ein Gangster. Es war besser, mit solchen Leuten nicht in Berührung zu kommen.

Der Mann fand etwas. Ein Stück Eisen. Er trug es zum Rand der Kaimauer, kehrte zum Jaguar zurück, öffnete den Kofferraum und hob etwas hervor. Etwas Längliches, Bewegliches, Baumelndes.

Die Erkenntnis traf Joel Walsh wie ein Faustschlag ins Gesicht.

Großer Gott, der Kerl trägt eine Mädchenleiche!

Walshs Herz fing zu hämmern an. Delirium tremens? War es bei ihm

endlich so weit? Er wartete schon lange darauf, daß ihn der Alkohol verrückt machte. Die einen sahen weiße Mäuse, die andern grüne Männchen.

Und er sah… Mädchenleichen!

Walsh beobachtete gespannt, was der Mann weiter machte. Die Tote plumpste ins Wasser. Es blubberte leise. Alles war so schrecklich realistisch. Handelte es sich doch um keine Sinnestäuschung?

Walsh war völlig durcheinander. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Am besten verkroch er sich hier tief zwischen den Kisten und wartete, bis der Anfall – oder was es war – vorbei war.

Zitternd kratzte er mit seinen schiefgelaufenen Schuhen über den Boden.

Und das hörte der Zombie!

Craig Hogan wandte sich den Kisten zu. Der Penner hörte die Schritte näherkommen. Seine Angst platzte aus allen Nähten. Er sprang auf, war an drei Seiten von Kisten umgeben, und vor den Spalt, durch den er in die Freiheit gelangen konnte, schob sich in diesem Moment der eiskalte Killer.

Joel Walsh hob die Hände abwehrend hoch.

Der Zombie packte ihn und zerrte den strampelnden, verzweifelt um sich schlagenden Penner hervor.

»Hilfe!« brüllte Walsh, obwohl es keinen Sinn hatte. »Hiiilfeeee!«

Niemand hörte ihn.

Er trat nach dem Schienbein des Fremden. Es war ein kraftvoller Tritt, doch der Getroffene schien schmerzunempfindlich zu sein.

Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht.

Joel Walsh schlug mit seinen Fäusten auf den Zombie ein.

»Lassen Sie mich!« schrie er schrill. »Lassen Sie mich!«

Craig Hogan versuchte ihn besser in den Griff zu bekommen.

Dabei glückte es dem Penner, sich loszureißen. Er wirbelte auf den Hacken herum und ergriff in heller Panik die Flucht.

Der Zombie verfolgt ihn.

Walsh rannte so schnell, wie nie zuvor im Leben. Der Alkohol hatte aber seinen Körper schon so sehr ausgehöhlt, daß seine Kraft nur für wenige Minuten reichte, dann würde es zum totalen Zusammenbruch kommen.

Er wußte das.

Wenn es ihm nicht gelang, jetzt gleich den Verfolger abzuschütteln, war er verloren.

Ein Frostaufbruch. Joel Walsh blieb mit der Fußspitze darin hängen und fiel. Craig Hogan warf sich auf ihn. Der Penner rollte zur Seite, sprang auf. Hogan faßte nach Walsh Mantel. Um wenige Millimeter verfehlten seine Finger den Stoff.

Walsh mobilisierte seine Kraftreserven.

Dick glänzte der Schweiß auf seiner Stirn. In seiner Seite schienen glühende Dolche zu stecken, die ein Sadist mit Begeisterung hin und her drehte.

Der Penner rang nach Atem. Ich kann nicht mehr! hämmerte es in seinem Kopf. Ich bin am Ende! Aber da war eine Stimme, die ihm zurief: ›Weiter, Joel! Gib nicht auf! Du kannst noch laufen! Es geht um dein Leben!‹ Er hörte die Schritte des Zombies hinter sich und begriff, daß er dem Killer unmöglich entkommen konnte. Ein Faustschlag traf seinen Rücken. Er stöhnte auf und fiel gegen die Mauer eines Lagerhauses. Erledigt drehte er sich um, hatte kaum noch die Kraft, auf den Beinen zu bleiben.

Jetzt wird er es tun, dachte Walsh verzweifelt. Vielleicht solltest du dich nicht wehren. Dein Leben hat sowieso keinen Wert.

Der Zombie trat auf ihn zu.

Mit eiskalten Händen griff er nach Joel Walshs Hals. Sein Würgegriff bedeutete für den Penner das Ende.

***

Zu Hause war George Gabby nicht, aber ein Nachbar konnte Mr. Silver sagen, wo der ehemalige Boxer zu finden war: In der Bowlinghalle am Ende der Straße. Der Ex-Dämon begab sich dorthin. Er schritt über weiche, petrolfarbene Teppiche. Jugendliche spielten amerikanisches Billard. Aus zahlreichen Lautsprechern rieselte angenehme Musik.

An der Bar saß ein bunt gemischtes Volk. Von der Nutte bis zur seriösen Chefsekretärin war alles da. Alle zwanzig Bahnen waren besetzt. Das dumpfe Knurren der rollenden Kugeln und das laute, typische Prasseln der Pins war zu hören, und Jubelrufe, wenn jemand, der nicht damit gerechnet hatte, alle zehn abgeräumt hatte.

Mr. Silver schritt die Bahnen ab. Spaß, Erholung, Entspannung, das suchten und fanden die Leute hier.

Ein blondes Mädchen mit knappen Shorts, weißem T-Shirt und schweren, vollen Brüsten schaute den ungewöhnlich aussehenden Ex-Dämon an. Sie vergaß zu spielen. Ihre Freunde erinnerten sie daran. Verwirrt griff sie nach der schweren Bowlingkugel. Mr. Silver sah sofort, daß sie keine Ahnung von dem Spiel hatte. Sie brachte die Kugel kaum auf den richtigen Kurs.

Der Ex-Dämon leistete sich den Jux, dem blonden Girl zu helfen.

Er beeinflußte die Kugel, beschleunigte ihre Rollgeschwindigkeit und plazierte sie so, daß sie alle zehn Pins mit großer Wucht umhämmerte.

Blondies Freunde konnten es nicht fassen.

Und sie auch nicht.

Amüsiert ging der Hüne mit den Silberhaaren weiter.

Auf Bahn zehn spielte George Gabby. Zwei Mädchen leisteten ihm

Gesellschaft. Flittchen. Grell geschminkt, und einen lockeren Spruch auf den Lippen. Gertenschlank, groß und so hübsch, daß die Männerrunde auf Bahn neun immer wieder neidisch zu Gabby hinüberschaute.

Der Schläger Jeremy Churchs führte mit so vielen Punkten, daß ein Wunder hätte geschehen müssen, damit ihn die Mädchen noch einholen konnten.

»Papa George wird euch zeigen, wie man das macht«, tönte der ehemalige Boxer und griff sich seine Kugel.

Mr. Silver stand drei Meter hinter ihm und wartete.

Das Schwergewicht lief an. Kraftvoll und mit Gefühl setzte George Gabby die Kugel auf die glänzende Parkettbahn. Es wären wieder alle zehn gewesen, wenn Mr. Silver sich nicht eingeschaltet hätte. Er verlieh der Kugel mit seiner Magie einen leichten Drall, sie kam sogleich vom Erfolgskurs ab und mußte sich mit einem einem einzigen Pin begnügen.

Die Mädchen lachten und klatschten begeistert in die Hände.

»Jetzt ist es mit deiner Glückssträhne vorbei«, rief die rothaarige Suzy O'Neal.

»Nun blasen wir zum Angriff!« behauptete die schwarzhaarige Lynda Cooley.

George Gabby schüttelte verständnislos den Kopf. Wie war es möglich, daß die Kugel nur einen einzigen Pin umgehauen hatte?

Er war ehrgeizig. Es hätte ihm weh getan, wenn er gegen diese beiden Miezen verloren hätte. Grimmig streifte er Mr. Silver mit einem kalten Blick.

Dann setzte er sich ans Pult und trug den einen Pin ein.

Von nun an beeinflußte Mr. Silver jeden Wurf. Suzy und Lynda fielen sich immer wieder jubelnd um den Hals, während Gabbys Gesicht immer länger wurde. Mit Mr. Silvers Hilfe gelang es den Mädchen, George Gabby zu überholen.

Nach jedem weiteren schwachen Wurf starrte der ehemalige Boxer den Ex-Dämon feindseliger an, und Mr. Silver lächelte.

Es dauerte nicht lange, da platzte dem Schwergewicht der Kragen. »Sagen Sie mal, was gibt's denn da so dämlich zu grinsen?«

»Es amüsiert mich, Ihnen beim Spielen zuzusehen.«

»Hören Sie, warum sehen Sie nicht jemand anders zu, Sie komischer Heini?«

»Niemand kann mir verbieten, hier zu stehen«, sagte Mr. Silver gelassen.

»Doch, ich kann es. Hauen Sie ab, Mann.«

»Laß ihn doch, George«, sagte Suzy O'Neal.

»Ich will nicht, daß er hier herumlungert!« knurrte der ehemalige Boxer. »Seit er da steht, geht mir alles daneben!«

»Und uns bringt er Glück!« sagte Lynda Cooley. »Deshalb muß er bleiben.«

»Verrückt, wie der aussieht!« keifte George Gabby. »Mit silbernen Haaren und silbernen Augenbrauen. He, Großer, ist bei dir sonst auch noch was aus Silber? Vielleicht'n Ding, für das sich die beiden Puppen hier interessieren?«

Suzy kicherte. »Wo bleibt denn deine gute Kinderstube, George?«

Gabby starrte den Ex-Dämon durchdringend an. »Du machst jetzt 'ne Fliege. Kamerad, sonst werde ich ungemütlich.«

Mr. Silver lächelte unbekümmert. »Möchtest du hier vor allen Leuten die Hucke vollkriegen?«

»Wenn du möchtest, gehe ich mit dir auch nach draußen.«

»Okay«, sagte der Ex-Dämon sofort. »Komm.«

»Augenblick, Mädchen«, schnarrte der ehemalige Boxer. »Ich stehe euch gleich wieder zur Verfügung.«

»Aber bestimmt nicht mehr so schmuck wie jetzt«, sagte der Ex-Dämon.

»Das werden wir gleich sehen.«

Gabby hatte es sehr eilig, hinauszukommen. Draußen, auf dem finsteren Parkplatz, hob er die klobigen Fäuste und sagte: »So, Freundchen, und nun wollen wir mal testen, was du alles nicht kannst!«

Er griff sofort an, schien die Angelegenheit so rasch wie möglich hinter sich bringen zu wollen. Doch Mr. Silver war ein Gegner, an dem er sich die Zähne ausbeißen würde. Der Hüne mit den Silberhaaren brauchte nicht einmal seine übernatürlichen Fähigkeiten gegen George Gabby einzusetzen. Er war dem ehemaligen Boxer auch so ebenbürtig.

Der Schlagabtausch brachte in der Anfangsphase leichte Vorteile für Mr. Silver.

Gabby erkannte, daß er mit dem Ex-Dämon nicht so leicht umspringen konnte, wie er sich das vorgestellt hatte. Er legte einen Zahn zu und kramte alles aus der Trickkiste, was sich darin befand.

Mr. Silver ließ den Mann arbeiten. Er beschränkte sich auf die Verteidigung. Nur bei verlockenden Deckungsfehlern des Gegners peitschte ein Konterschlag ansatzlos aus seiner Schulter.

Gabby war gewöhnt, Blitzsiege zu erringen. Sein lockerer Lebenswandel ließ keine langen Kämpfe zu. Dazu fehlten ihm die Kraft und Ausdauer. Er baute ab, der Ex-Dämon hingegen nicht.

George Gabby verlor die Geduld. Er setzte alles auf eine Karte.

Seine Faustkanonade blieb in Mr. Silvers genauer Deckung hängen.

Eine Gerade des Ex-Dämons erschütterte den Gangster schwer, und von diesem Moment an ging es mit George Gabby rasch bergab.

Mit seinen nächsten Angriffen machte er sich nur noch lächerlich, und dann bekam er einen Teil der Prügel zurück, die er dem Juwelier

Raoul Kellerman in Jeremy Churchs Auftrag verabreicht hatte.

Als das Schwergewicht fix und fertig war, zerrte Mr. Silver den Mann hoch und stieß ihn gegen einen Kastenwagen. »Ich hoffe, das wird dir eine Lehre sein!« knurrte der Ex-Dämon. »Sieh dir in Zukunft die Leute besser an, die du anpöbelst. Du könntest noch mal an den Falschen geraten.«

Ein dünner Blutfaden sickerte aus Gabbys Mundwinkel. Er wischte ihn mit dem Handrücken ab. So harte Dresche hatte er noch nie bezogen. Er hatte auf einmal Respekt vor Mr. Silver, wollte nicht noch mal Bekanntschaft mit dessen schweren Fäusten machen.

»Ich habe drinnen nicht zufällig zugesehen«, eröffnete der Ex-Dämon dem ehemaligen Boxer.

»Das habe ich mir gedacht. Was willst du von mir?«

»Eine Auskunft. Du warst mit Trevor Bloom bei Raoul Kellerman. Er wird sich bestimmt freuen, wenn ich ihm erzähle, daß du die Hucke von mir vollgekriegt hast. Er scheint dich nicht besonders zu mögen, und wir beide wissen auch, weshalb.«

Gabbys Miene verfinsterte sich. »Ich weiß überhaupt nichts. Ich kenne keinen Raoul Kellerman.«

Der Ex-Dämon tippte mit dem Zeigefinger auf Gabbys Stirn. »Da drinnen scheint mehr als bloß eine Schraube locker zu sein. Kein Wunder. Wenn man wieder so viele Schläge auf den Schädel gekriegt hat, muß ja mal was kaputtgehen. Dein Erinnerungsvermö- gen hat Löcher wie ein Schweizer Käse, wie? Ich kann dir gern auf die Sprünge helfen: Ihr wart vorgestern abend bei Kellerman, du hast den Juwelier nach allen Regeln der Kunst zusammengenagelt, und dann habt ihr Jane Jingle mitgenommen. Schwere Körperverletzung. Kidnapping. Junge, da steht dir allerhand ins Haus.«

»Vorgestern abend? Da hat es doch so furchtbar geschüttet. An diesem Abend habe ich mich nicht aus dem Haus gerührt. Dafür kann ich sogar einen Zeugen auftreiben, wenn es sein muß.«

»Den du vorher bestichst, nicht wahr?«

»Mann, du bellst den falschen Baum an. Ich habe nichts verbrochen.«

In der Lesart wäre es ewig weitergegangen. George Gabby hätte die Tat nicht einmal zugegeben, wenn ihn hundert Leute als den Täter identifiziert hätten, ja nicht einmal dann, wenn er noch das Blut des Juweliers an seinen Fäusten gehabt hätte.

Wenn Mr. Silver etwas aus ihm herauskriegen wollte, mußte er sich helfen. Die perlmuttfarbenen Augen des Ex-Dämons richteten sich auf den Verbrecher. In Mr. Silvers Blick war plötzlich etwas Zwingendes. Eine hypnotische Kraft wirkte auf den Gangster ein, der sich George Gabby nicht entziehen konnte.

»Du wirst jetzt schön bei der Wahrheit bleiben, verstanden?« sagte der Ex-Dämon ruhig.

»Ja«, antwortete das Schwergewicht lammfromm.
»Ihr wart bei Kellerman.«
»Ja. Ich habe ihn verprügelt, wie es mir Jeremy Church aufgetragen hatte.«
»Und dann habt ihr Jane Jingle mitgenommen.«
»Ja, wir brachten sie zu Church. Er hat sie geschlagen, zur Strafe, weil sie ihn verlassen hatte. Er sagte, beim nächstenmal würde er sie umbringen.«
»Und weiter?«
»Ich fuhr nach Hause.«
»Und Jane?«
»Die übernahm Trevor.«
»Wohin hat er sie gebracht?«
»Das weiß ich nicht. Ich nehme an, er sperrte sie in irgendein Haus von Jeremy Church. Ich habe keine Ahnung, in welches. Es hat mich nicht interessiert, deshalb habe ich ihn nicht danach gefragt. Für mich ist die Sache erledigt.«
»Irrtum, das ist sie noch lange nicht«, sagte Mr. Silver. »Du wirst deinen Freund Trevor Bloom jetzt anrufen und ihn nach Janes Aufenthaltsort fragen.«
Der Gangster nickte folgsam. Mr. Silver begab sich mit ihm in das Gebäude. Rechts, neben den Toiletten und Umkleideräumen, gab es zwei Telefonzellen. Sie betraten eine. George Gabby kramte in seinen Taschen herum. Der Ex-Dämon gab ihm eine Münze. Gabby warf sie ein und wählte Trevor Blooms Nummer. Er mußte den Hörer so halten, daß Mr. Silver mithören konnte.
Bloom meldete sich nach dem vierten Läuten. »Hier ist George«, sagte das hypnotisierte Schwergewicht.
»Was gibt's, George?«
»Hör mal, wo hast du eigentlich Jane hingebracht?«
»Warum willst du das wissen?«
»Nur so, weil es mich interessiert.«
»Sie ist in dem Haus in Camberwell gut aufgehoben. David und Ray passen auf sie auf. Von wo aus rufst du an?«
»Ich bin in der Bowlinghalle.«
»Ist bei dir allen Okay?« wollte Trevor Bloom wissen.
»Klar, warum fragst du?«
»Sei auf der Hut. Bei mir ist 'n Privatdetektiv aufgekreuzt. Tony Ballard ist sein Name. Hat mich mit Fragen nach Jane gelöchert. Als ich ihm die Tür auf die Visage schmeißen wollte, kam's zum Handgemenge, bei dem ich nicht gerade die beste Figur gemacht habe. Ballard hatte mich schon auf dem Boden. Aber dann tauchte Sean auf und knipste ihn ab. Jetzt liegt er hier auf der Couch und ahnt noch nicht, was wir mit ihm vorhaben.«

George Gabby beendete das Gespräch.

»Sehr gut«, sagte Mr. Silver lobend. »Nun will ich die genaue Adresse von diesem Haus in Camberwell hören.«

Der ehemalige Boxer nannte die Adresse.

»Fein«, meinte der Ex-Dämon. »Damit bist du aber noch nicht entlassen. Wir haben noch zusammen etwas vor. Verabschiede dich von deinen Puppen, zieh deine Straßenschuhe an und komm mit mir. Wir werden deinem Freund Trevor Bloom einen Besuch abstatten, und du wirst auf meiner Seite stehen.«

***

Mary Jones war Mädchen für alles in der Redaktion. Sie kochte Kaffee, trug Manuskripte und Bürstenabzüge zwischen Journalisten und Setzern hin und her, sprang für kranke Reporter ein, schrieb hin und wieder ein unverfängliches Horoskop, das auf jeden Menschen paßte und niemals etwas Böses verkündete. Wenn Not am

»Mann« war, betreute sie auch kurzfristig die Tierecke, sorgte für Zigaretten und auch dafür, daß die Portokasse rechtzeitig wieder aufgefüllt wurde. Sie führte Besucher durch den Büroirrgarten und war in der größten Hektik stets die Ruhe selbst.

Alle diese Vorzüge wurden Jahr für Jahr, wenn sie Geburtstag hatte, von sämtlichen Kollegen herausgestrichen und lobend erwähnt.

Seit zwanzig Jahren arbeitete sie nun schon hier, und niemand konnte etwas Nachteiliges über sie sagen.

Sie war ein Juwel, das der Zeitung, so hofften alle, noch recht lange erhalten bleiben würde.

Heute hatte sie wieder Geburtstag. Wieder ein Jahr älter geworden. Diesmal war es eine runde Zahl: 55.

Ein ewig junges »Mädchen« für alles. Man konnte mit Liebeskummer und mit all seinen anderen Sorgen zu ihr kommen. Sie wußte zumeist Rat und Trost, obwohl sie selbst nicht verheiratet war. Sie hatte es – wie sie sagte – zwar mal probiert, aber die Geschichte war schiefgegangen, und sie hatte erkannt, daß sie für die Ehe nicht geschaffen war.

Ein neuer Sektkorken knallte gegen die Decke. Jubel. Gelächter.

Mary Jones' Geburtstagsfeier glich immer einem kleinen Volksfest.

Die Abendausgabe der Zeitung war draußen, und die meisten Journalisten brauchten sich erst morgen wieder den Kopf über eine Story zu zerbrechen.

Woody Hyde hingegen hatte heute noch zu tun. Er formulierte gerade einen neuen Angriff auf Jeremy Church, sein liebstes Thema momentan. Er hatte nur mal schnell seine Glückwünsche bei Mary abliefern wollen, war aber dann hängengeblieben, denn es gab belegte Brote, und er hatte Kohldampf.

Er gönnte sich eine halbe Stunde im Kreis der Kollegen, ein mittelgroßer Mann, blond und braunäugig. Im Augenblick sparte er auf einen Bart, sah ein bißchen ungepflegt aus, war aber entschlossen, dieses Stadium durchzuhalten.

Nelly Floyd setzte sich neben ihn auf die Schreibtischkante. Eine lockere Freundschaft verband die beiden. Wenn sie füreinander Zeit hatten, waren sie zusammen. Ansonsten gingen sie getrennte Wege.

»Hast du schon mit Mary angestoßen?« fragte Nelly.

»Natürlich.«

»Sie ist wunderbar. Ich liebe sie.«

»Wir lieben sie alle.«

Mary war von Kollegen umringt, lachte und scherzte, verteilte gerecht nach allen Seiten hin Küsse, war eine gepflegte, für ihr Alter noch recht flott aussehende Frau.

»Sie kommt mir vor wie eine liebende Mutter, wir sind ihre Familie, ihre Kinder«, sagte Nelly und trank Sekt. »Rat mal, wie viele Gläser ich schon getrunken habe.«

»Vier?«

»Acht.«

»Dann solltest du langsam die Bremse ziehen«, meinte Woody Hyde lächelnd.

»Das Zeug schmeckt mir.«

»Und morgen hast du einen Kopf wie ein Bienenkorb.«

»Wer denkt schon an morgen? Wir leben heute. Niemand von uns weiß genau, ob es für uns noch ein morgen geben wird.«

»Das ist Trinkerphilosophie«, sagte Hyde.

Nelly lehnte sich an ihn und raunte ihm zu: »Ich würde gern mit dir schlafen, Woody.«

»Ich hab' noch zu tun.«

»Wie lange?«

»Ein, zwei Stunden.«

»Zur Not halte ich's so lange noch aus. Kommst du zu mir?«

»Ja.«

»Hoffentlich nicht bloß aus reiner Nächstenliebe. Ich werde auf dich warten. Mit brennender Sehnsucht.« Sie kicherte. »Das klingt albern, nicht wahr? Aber es stimmt. Soll ich Sekt kalt stellen?«

Er grinste. »Ich denke, du hast schon genug intus.«

Sie streichelte seine Hand. »Wir werden uns bei Kerzenschein lieben. Laß mich bitte nicht zu lange warten. Woran mußt du noch arbeiten?«

»Ich habe eine Menge Material über Jeremy Church zusammengetragen. Das muß ich in meinem morgigen Artikel unterbringen.«

»Hast du keine Angst vor ihm?«

»Nein. Es ist mein Job ihn anzugreifen. Dieser Parasit der

menschlichen Gesellschaft ist mir aus tiefster Seele zuwider. Ich werde ihn mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen. So lange, bis ich ihn zu Fall gebracht habe.«

»Das ist gefährlich, Woody.«

»Die Zeitung gibt mir Rückendeckung.«

»Die Zeitung, die Zeitung. Die kann dir nicht helfen, wenn Jeremy Church seine Killer losschickt.«

»Das kann er nicht riskieren. In diesem Fall würde jeder sofort wissen, daß er hinter dem Mord steckt, dann würde er erst recht auf die Schnauze fallen.«

Nelly kräuselte die Nase und warf ihm unter langen, seidigen Wimpern einen schmachtenden Bück zu. »Ich würde an deiner Stelle vorsichtig sein. Du wirst noch gebraucht. Von mir.«

Er lächelte und tätschelte ihre Wange. »Wann immer ich gebraucht werde, bin ich zur Stelle. Bis in zwei Stunden, Baby, und… steig jetzt lieber auf Limonade um. Wir wollen von diesem Abend beide noch sehr viel haben.«

Woody Hyde drängelte sich auf die Tür zu. Mary Jones legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du verläßt uns schon?«

»Ich bin untröstlich, aber die Pflicht ruft, Mary.«

»Woody Hyde – immer einer der Fleißigsten.«

»Ohne Fleiß kein Preis«, sagte er. »Wie fühlst du dich, Mary?«

»Hervorragend. Ich schwimme in einem Meer von Liebe und Sympathie. Ihr seid alle großartig zu mir.«

»Weil du's verdienst. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.«

»Wenn ich mal hier aufhöre, werde ich euch sehr vermissen.«

»Hey, hey, hey, wer wird denn von Aufhören reden? Wir alle hoffen, daß du uns noch weitere zwanzig Jahre erhalten bleibst.«

»Das würde mir gefallen, aber irgendwann wird mir der Rummel zu viel werden, dann werde ich sang- und klanglos das Feld räumen und einer Jüngeren Platz machen.«

»Du wirst nicht zu ersetzen sein.«

»Es ist besser, zu gehen, als hinausgeworfen zu werden.«

»Solche Gedanken an so einem Tag, Mary? Laß dir lieber dein Glas füllen und sei fröhlich mit deinen Freunden. Wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, komme ich noch mal auf einen Sprung vorbei, okay?«

»Ich nehme dich beim Wort, Woody.«

»Das kannst du«, sagte er und verließ die fröhliche Kollegenrunde. Alle anderen Büros waren verwaist. In einem Raum tickerte ein Fernschreiber unbeachtet vor sich hin. Daneben läutete ein Telefon. Niemand kümmerte sich darum. Die Zeitung war draußen.

Mary hatte Geburtstag, und es gab nichts Wichtigeres, als diesen zu

feiern.

Woody Hydes Büro lag zwei Etagen tiefer. Er fuhr mit dem Lift nach unten.

Auch hier: leere Büros, ein leerer Gang. Alle waren oben bei Mary Jones.

Hyde setzte sich an seinen Schreibtisch. Er zündete sich eine Pfeife an und hüllte sich paffend in blauen Dunst. Er bildete sich ein, in dieser Atmosphäre besser nachdenken zu können.

Konzentriert sichtete er noch einmal das Material, das ihm Gegner von Jeremy Church zugespielt hatten. Anonym. Das störte ihn nicht. Er hatte gewissenhaft recherchiert und festgestellt, daß die angeführten Fakten stimmten. Die Leser konnten sich darauf verlassen, daß Woody Hyde niemals Unwahrheiten brachte. Was in seinen Artikeln stand, konnte jederzeit belegt werden.

Der Journalist nahm die Rohfassung seines Berichts zur Hand, brachte Verbesserungen an Stil und Aussage an, fügte mit der Hand ätzendere Formulierungen ein, strich schwache Passagen und ersetzte sie durch härtere, treffendere. Er hatte sein Handwerk gelernt. Er wußte, wie man mit der Feder attackierte, und ihm war auch klar, daß man einen Menschen mit dem bloßen geschriebenen Wort vernichten konnte.

Und genau das hatte er mit Jeremy Church vor.

Rote, blaue, grüne Einschaltungen. Man brauchte auf dem Papier schon beinahe einen Fahrplan. In dieser Form hätte Woody Hyde den Artikel nicht in die Setzerei bringen können. Kein Mensch hätte sich mehr ausgekannt.

Hyde ging daran, eine Reinschrift anzufertigen.

Mit flinken Fingern hämmerte er auf der elektrischen Schreibmaschine die erste Seite herunter. Nur ein einziger Tippfehler. Er war mit seiner Leistung zufrieden, spannte das nächste Blatt ein.

Da lenkte ihn plötzlich etwas ab.

Von Hüfthöhe aufwärts bestanden die Wände seines Büros aus geripptem Glas. Man konnte nicht hindurchsehen, aber wenn auf dem Gang jemand vorbeiging, zeichnete er sich als Schemen auf der Glaswand ab.

Und dort draußen bewegte sich etwas. Etwas Violettes!

***

Die Gestalt erreichte die Bürotür. Ein Fußtritt stieß sie auf, und im gleichen Augenblick sah Woody Hyde einen violetten Bogenschützen!

Der Kerl hatte auf ihn angelegt. Ein Lichtpfeil lag auf der schwarzen Sehne. Hyde kam nicht auf die Idee, daß er einen Höllenboten vor sich hatte. Sein Instinkt sagte ihm nur, daß er in Lebensgefahr schwebte. Dieser Mann, der so lächerlich kostümiert war, wollte ihn

zweifelsohne töten.
Yercell, Satans Bogenschütze, ließ die Sehne los.
Woody Hyde reagierte in Gedankenschnelle. Er ließ sich vom Schreibtischstuhl fallen. Der Tisch bot ihm Deckung.
Der Lichtpfeil fegte wie ein Blitzstrahl über Hyde hinweg, hämmerte in den Fensterrahmen und zerbarst klirrend, als bestünde er aus Glas.
Hyde sprang auf. Es gab eine Verbindungstür zum Nachbarbüro.
Er hetzte darauf zu.
Der unheimliche Killer riß einen neuen Pfeil aus dem Köcher.
Woody Hyde erreichte die Tür, warf sie zur Seite, stürmte durch den angrenzenden Raum. Sekunden später befand er sich auf dem Gang.
Für ihn stand fest, daß Jeremy Church diesen seltsamen Bogenschützen geschickt hatte, und er schwor sich, mehr denn je an der Vernichtung des Gangsterbosses zu arbeiten. Dazu war es aber nötig, daß er sich in Sicherheit brachte.
Satans Bogenschütze federte aus Hydes Büro.
Er schoß den zweiten Lichtpfeil auf den Journalisten ab.
Der Gang knickte nach links weg. Woody Hyde warf sich regelrecht in diese Richtung. Und diesmal verfehlte ihn der Pfeil nur um Haaresbreite. Das Lichtgeschoß hackte gegen die Mauer und löste sich auf.
Woody Hyde erreichte die Feuertreppe. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, jagte er sie hinunter. Der unheimliche Bogenschütze war ihm auf den Fersen. Hyde legte drei Etagen zurück, dann rüttelte er an der Eisentür, die in den Hof führte. In der Eile brachte er sie nicht auf. Er hatte keine Zeit, hastete weiter, gelangte in den Heizraum. Zwischen Rohren verschiedener Größe und Farbe verbarg er sich.
Yercell erschien.
Woody Hydes Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen.
Schweißtropfen rannen dem Journalisten in die Augen; das brannte.
Er atmete mit offenem Mund, während er den violetten Bogenschützen nicht aus den Augen ließ. Mit pantherartigen Bewegungen kam der unheimliche Killer näher. Zielstrebig, als wüßte er genau, wo sich sein Opfer befand.
In fieberhafter Hast überlegte Hyde, wie er sich verhalten sollte.
Versteckt bleiben?
Flucht?
Angriff?
Was war das Beste?
Mit einer fließenden Bewegung zog Yercell den dritten Lichtpfeil aus dem Köcher. Ihm sollte Woody Hyde nicht mehr entgehen.
Der Journalist entschied sich für einen Angriff. Er wollte sich auf den Bogenschützen stürzen und ihn niederschlagen. Er war kein

Schwächling, und in seiner aktiven Judozeit hatte er es bis zum blauen Gürtel gebracht. Man rostet zwar mit der Zeit ein, aber man vergißt nichts, und wenn Gefahr droht, ist alles wieder voll da.

Hyde spannte die Muskeln.

Die violette Gestalt war noch vier Meter entfernt. Es fiel Woody Hyde schrecklich schwer, sich zu beherrschen. Er preßte die Kiefer zusammen und wartete auf den richtigen Moment.

Drei Meter!

Noch nicht, sagte sich der Journalist. Es ist noch zu früh für einen Angriff. Laß dir Zeit. Du darfst nichts überhasten…

Zwei Meter!

Jetzt! schrie es in Woody Hyde. Gleichzeitig flitzte er hoch, flankte über die Rohre und stürzte sich auf die violette Erscheinung.

Seine Angst und seinen Haß auf Jeremy Church legte er in seine Fäuste. Wild hieb er auf den Bogenschützen ein. Er traf mehrmals den Kopf des Violetten, doch der Kerl zeigte keine Wirkung. Hyde packte ihn. Mit einem blitzschnellen Wurf wollte er ihn zu Boden schleudern, doch Yercell entglitt ihm wie ein riesiges Stück nasse Seife.

Satans Bogenschütze rutschte ihm aus den Händen.

Yercell sprang zurück und schoß sofort den Lichtpfeil ab.

Woody Hyde hatte keine Möglichkeit, dem Geschoß zu entgehen.

Der Pfeil raste ihm in die Brust und tötete ihn. In seinem Inneren bildete sich eine flirrende Lichtkaskade. Höllische Kräfte ergriffen von ihm Besitz und zerstörten alles, was menschliches Leben ausmacht.

Röchelnd brach Hyde zusammen. Satans Bogenschütze fing die Seele des Journalisten ein und schickte sie in die Dimensionen des Grauens.

Als Woody Hyde sich wenig später erhob, war er ein anderer.

Ein wandelnder Leichnam, darauf programmiert, Böses zu tun. Er war nicht mehr länger Jeremy Churchs Gegner. Er stand ab sofort auf dessen Seite und würde alles unterstützen, was dieser tat.

Yercell verschwand. Sein Körper löste sich in einem violetten Flimmern auf, das nur Sekunden dauerte. Dann war von dem Killer im violetten Trikot nichts mehr zu sehen.

Woody Hyde verließ den Heizraum. Er kehrte in sein Büro zurück, stellte den metallenen Papierkorb auf seinen Schreibtisch und verbrannte darin alles, was Jeremy Church belastete. Auch den Artikel, mit dem er den Gansterboß morgen empfindlich anschlagen wollte, ließ er vom Feuer verschlingen.

Anschließend verließ er das Zeitungsgebäude. Er schaute nicht mehr bei Mary Jones vorbei, und er ging auch nicht zu Nelly Floyd.

Er gehörte nicht mehr zu diesen Menschen. Es verband ihn nichts mehr mit ihnen. Sein Tun wurde nunmehr von der Hölle gelenkt…

***

Großer Gott, mein Kopf. Er brummte, als läge ich auf irgendeiner Formel-1-Rennstrecke. Der Kerl hatte ganz schön hart zugeschlagen. Ich hoffte, Gelegenheit zu kriegen, ihm das heimzahlen zu können. Man soll niemanden etwas schuldig bleiben.

Meine Lider waren bleischwer, ich hatte Mühe, sie zu heben, und es kostete mich einige Anstrengung, die Augen offenzuhalten.

Ich stellte fest, daß ich auf einer Couch lag. Über mir eine weiße Decke. Ein bekanntes Gesicht schob sich in mein Blickfeld: neugierige Zähne, abstehende Ohren – Trevor Bloom.

»Gut geschlafen, Tony Ballard?«

»Ausgezeichnet«, sagte ich krächzend. Meine Stimmbänder schienen eingerostet zu sein. »Wem habe ich diesen erquickenden Schlaf zu verdanken?«

»Mir.« Ein zweites Gesicht erschien und grinste mich penetrant an.

»Mit wem habe ich die Ehre?«

»Ich heiße Sean Sullivan.«

»Angenehm.«

Sullivan lachte. »Er hat gute Manieren.«

»Reine Erziehungssache«, gab ich zurück. »In deinem Fall haben die Eltern versagt.«

Er gab mir eine Ohrfeige. Das weckte meine Lebensgeister vollends. Ich wollte mich mit einem schnellen Ruck aufsetzen, aber dagegen hatte Trevor Bloom etwas. Seine Pistole war plötzlich über mir. Er setzte mir die Waffe zwischen die Augen. Wenn ich jetzt noch unverwundbar gewesen wäre, hätte ich's diesen Brüdern gezeigt. Aber ich war es nicht mehr und mußte mich lammfromm verhalten, wenn ich keine Kugel in den Kopf kriegen wollte.

»Liegenbleiben, Tony Ballard!« schnarrte Bloom.

»Kerle, die sich immer gleich mit einem Ballermann starkmachen, mag ich!« knurrte ich.

»Ist mir scheißegal, entweder du entspannst dich, oder du kriegst ein Loch in deinen verdammten Schädel.«

»Okay, ich bin schon entspannt. Was weiter? Wie lange soll ich nun hier herumliegen? Ich mache euch darauf aufmerksam, daß das Freiheitsberaubung ist und gesetzlich geahndet wird.«

Bloom grinste. »Was du nicht sagst. Vielen Dank für die Rechtsbelehrung.«

»Keine Ursache. Macht zwei Pfund.« Die Pistole drückte mir allmählich eine Grube in die Stirn. »Willst du das Kriegsspielzeug nicht endlich wegtun?« fragte ich den Gangster verdrossen.

Er tat mir wirklich den Gefallen. Die Kanone drückte nicht mehr gegen meine Stirn, blieb aber weiter auf mich gerichtet.

»Während du geschlafen hast, habe ich telefoniert«, sagte Trevor Bloom.

»Mit wem?«
»Mit Jeremy Church.«
»Hat er dir die Erlaubnis gegeben, mir zu sagen, wo ich Jane Jingle finde?«
»Das nicht.«
»Was hat er gesagt?«
»Erst mal hat er sich mächtig darüber gefreut, daß du eins auf die Rübe gekriegt hast.«
»Das sieht ihm ähnlich.«
»Ich wollte von ihm wissen, was nun weiter mit dir geschehen solle, und er meinte, wir sollten mit dir tun, was wir wollen. Tja, mein Junge, und somit sieht deine Zukunft nicht gerade rosig aus. Sean und ich sind nämlich der Meinung, daß du uns allen noch eine Menge Ärger machen könntest, wenn wir dich laufenließen.«
»Ich würde mich bemühen.«
»Eben. Und um das zu verhindern, haben wir beschlossen, dich abzuservieren!«

***

Mich überlief es kalt. Trevor Bloom scherzte nicht. Der hatte tatsächlich die Absicht, mich umzubringen. Was hatte ich anderes erwartet? Daß sie sich für den Schlag auf meinen Kopf entschuldigten, mir Jane Jingles Adresse gaben und mich freundlich lächelnd zur Tür begleiteten?
Nach wie vor wies die Pistole des Gangsters auf mich. Ich fragte mich, ob er es jetzt gleich tun würde. Hier, in seiner Wohnung.
Mein Blut hätte seine Couch versaut. Nahm er das in Kauf? Oder würden Sean Sullivan und er mich fortbringen? An einen Ort, wo sie mit mir allein und ungestört waren, wo niemand war, der den Schuß hörte?
Ich schaute Bloom an. Eiskalt waren seine Züge. Es hätte keinen Sinn gehabt, mit ihm zu reden. Sein Entschluß stand unumstößlich fest, das sah ich in seinen Augen.
Und noch etwas fiel mir auf: daß er sich um die Couch nicht scherte.
Er wollte es hier und jetzt tun!
Seine Waffe näherte sich meiner Schläfe. Ich war wehrlos. Alles, was ich hätte tun können, hätte keinen Zweck gehabt. Ich konnte nicht schneller sein als Trevor Blooms Zeigefinger.
Mein Schicksal war besiegelt.
Es gab kein Entrinnen vor der tödlichen Kugel!

***

Ein dünner Schweißfilm legte sich auf meine Stirn. Meine Nervenstränge strafften sich und vibrierten.
Du bist verloren, hämmerte es mitleidlos in meinem Kopf.

Wenige Herzschläge blieben mir noch. Dann würde die Kugel mein Gehirn zerstören. So also sah mein Ende aus. Ehrlich gesagt, ich hatte es mir anders vorgestellt. Ganz anders.

Es ist keine Schande, zuzugeben, daß ich Angst hatte.

Ich hänge wie jeder Mensch an meinem Leben.

Trevor Blooms Lippen zuckten.

Jetzt! hieß das für mich, und ich wartete mit angehaltenem Atem auf den Knall, der das Letzte sein würde, was ich hörte.

Er hätte abgedrückt, wenn in diesem Moment nicht die Türglocke losgeschrillt hätte. Bloom setzte die Waffe ab. Ich atmete aus. Das Schicksal gewährte mir noch eine kurze Galgenfrist.

Bloom wies auf mich und sagte zu Sean Sullivan: »Paß auf ihn auf.«

»Mach' ich«, erwiderte Sullivan und angelte seine Pistole aus der Schulterhalfter. Grinsend entsicherte er die Waffe. »Du hältst die Klappe, Tony Ballard!« knurrte er. »Wenn du um Hilfe rufst, pumpe ich dich mit Blei voll.«

Trevor Bloom verließ den Living-room. In der Diele fragte er durch die geschlossene Tür: »Wer ist da?«

»Ich bin's, George«, antwortete draußen Gabby, der ehemalige Boxer.

Bloom steckte die Pistole weg und öffnete die Tür.

Da stürzte sich George Gabby auf ihn, packte ihn, rammte ihn gegen die gegenüberliegende Wand, setzte ihm seinen Revolver hinter das Ohr und fauchte: »Keine Dummheiten, Trevor. Ich habe einen verdammt nervösen Zeigefinger!«

Bloom war so fassungslos, daß er überhaupt nicht reagierte. George schien den Verstand verloren zu haben. Der Ex-Boxer riß ihm die Pistole aus der Schulterhalfter, stieß ihn vor sich her ins Wohnzimmer, richtete beide Waffen auf Sean Sullivan, der ebenso perplex war, und befahl: »Laß fallen, Sean!«

»He, George, bist du verrückt geworden? Wir sind deine Freunde!« preßte Sullivan heiser hervor.

»Laß fallen! Ich sag's nicht noch mal!« blaffte Gabby.

Sullivans Finger öffneten sich. Die Pistole fiel neben der Couch auf den Boden.

Für mich war ein Wunder geschehen!

Ich flitzte hoch. Mein Kopf brummte noch leicht, aber ich war schon wieder ganz klar. Geschwind hob ich die Pistole des Gangsters auf.

Sullivan stand mit abgespreizten Armen da. Er verstand die Welt nicht mehr. Wer hatte George Gabby umgedreht?

Der ehemalige Boxer wedelte mit seinem Revolver. »Stellt euch dort drüben hin! Macht schon!«

»Das gibt's doch nicht«, sagte Sean Sullivan verwirrt. »Sag mal, Trevor, träume ich?«

»Leider nicht«, knirschte Bloom.

»Was ist los mit George?«
»Ich habe keine Ahnung.«
»Was ist passiert, George? Wieso hast du plötzlich die Fronten gewechselt? Was hat dieser verrückte Auftritt zu bedeuten? Willst du uns wirklich in die Pfanne hauen?«
»Maul halten!« kommandierte Gabby.
»Sehr richtig«, sagte ich.
Schritte hinter mir. Ich wandte mich um, und da kam Mr. Silver grinsend hereinspaziert. »Na, wie habe ich das gemacht?«
»Silver, du bist der Größte«, sagte ich aus ehrlicher Überzeugung.
Mir war auf einmal klar, wie der Ex-Dämon den Gangster umgedreht hatte. Er war schon einmalig, der Hüne mit den Silberhaaren.
Bloom und Sullivan begriffen nichts. Mr. Silver trat ihnen entgegen und entschärfte auch sie mittels Hypnose. Danach brauchte George Gabby seine Komplizen nicht mehr mit den Waffen in Schach zu halten.
»Herhören!« sagte der Ex-Dämon mit schneidender Stimme. »Ihr werdet jetzt das nächste Polizeirevier aufsuchen und euch freiwillig stellen. Ihr werdet ein lückenloses Geständnis ablegen und das Protokoll unterschreiben, und ihr werdet auch danach, wenn die Hypnose nicht mehr wirkt, zu eurer Aussage stehen und das Urteil des Gerichts nicht anfechten. Habt ihr verstanden?«
Bloom, Sullivan und Gabby nickten.
Ich grinste. »So artig sollten alle Gangster sein, das wäre schön.«
Wir verließen mit den Verbrechern die Wohnung. Vor dem Haus trennten sich unsere Wege. Es war nicht weit bis zur nächsten Polizeistation. Bloom, Sullivan und Gabby begaben sich zu Fuß dorthin.
Es war nicht nötig, daß wir sie begleiteten. Mr. Silvers Hypnose würde noch lange anhalten. Von nun an standen Jeremy Church drei Männer weniger zur Verfügung. Das war zwar noch kein Grund zum Jubeln, aber der Anfang von Churchs Untergang war gemacht.
»Und wir beide kümmern uns um Jane Jingle«, sagte der Ex-Dämon.
»Ich wüßte nicht, was ich lieber täte«, gab ich zurück. Wir stiegen in meinen Wagen, und Mr. Silver sagte mir, wohin ich fahren sollte.

***

Jeremy Church grinste zufrieden. Rufus hatte ihm einen zuverlässigen Helfer geschickt. Satans Bogenschütze arbeitete mit einer unüberbietbaren Präzision. Zwei große Probleme waren im Handumdrehen keine mehr. Craig Hogan würde ihm das Geld verschaffen, das er brauchte, und Woody Hyde würde kein böses Wort mehr über ihn schreiben.
Beide Zombies waren zu ihm gekommen.

Sie verbargen ihre toten Augen hinter dunklen Sonnenbrillen.

Er konnte über sie verfügen. Sie erwarteten seine Befehle. Er konnte alles von ihnen verlangen. Sie würden es ohne Widerrede tun, waren nur noch willenlose Hampelmänner, derer er sich jederzeit bedienen konnte.

Gefährliche Werkzeuge in der Hand eines gefährlichen Mannes!

Eine so prompte Unterstützung hatte sich Jeremy Church vom violetten Bogenschützen nicht erwartet. Yercell war ein großartiger Verbündeter, der noch viel für Jeremy Church tun konnte.

Der Gangsterboß erfuhr von Craig Hogan, was dieser getan hatte.

Ungerührt und kalt schilderte er die Morde an Jacqueline Skerritt und Joel Walsh.

Church wandte sich an Woody Hyde: »Und du? Hast du auch jemanden umgebracht?«

»Nein. Mir kam niemand in die Quere«, antwortete der Zombie.

Der Gangsterboß zündete sich eine Zigarette an. »Heute war ein Schnüffler namens Tony Ballard hier. Er suchte Jane. Ich denke, Yercell sollte sich auch um ihn kümmern. Doch zuerst soll er sich noch Dale Kellys annehmen. Ich halte Tony Ballard für einen gefährlich cleveren Burschen. Es könnte ihm gelingen, herauszubekommen, wo Jane ist. Im Moment wird das Mädchen von David Hillaire und Ray Margolin bewacht. Es wäre mir lieber, wenn ihr die beiden ablösen würdet.«

»Okay«, sagte Craig Hogan.

»Wir fahren gleich los«, bemerkte Woody Hyde.

»Paßt gut auf das Mädchen auf. Sie gehört mir, und sie soll so lange mein Eigentum bleiben, wie ich es will.«

»Du kannst dich auf uns verlassen«, versicherte der Bankier.

»Angenommen, Tony Ballard kreuzt auf, was sollen wir dann mit ihm tun?« wollte der Journalist wissen.

Jeremy Church lächelte wölfisch. »Ganz einfach, ihr schnappt ihn euch und legt ihn um.«

***

Jane Jingle saß in einem Sessel und rührte sich nicht. Das brünette Mädchen hatte viel Zeit, über seine Situation nachzudenken. Es war der größte Fehler ihres Lebens gewesen, sich mit Jeremy Church einzulassen. Er akzeptierte sie nicht als Partnerin. Er ergriff von ihr Besitz wie von einem Gegenstand. Sie gehörte ihm mit Haut und Haaren, so lange, wie es ihm Spaß machte. Hinterher konnte sie mit einem Tritt rechnen.

Sie hatte gespürt, daß dieser Tritt kurz bevorstand, und sie hatte geglaubt, Jeremy Church würde nichts unternehmen, wenn sie zu Raoul Kellerman zog und die Brücken hinter sich abbrach.

Doch in dem Moment, wo sich ein anderer Mann für sie interessierte, war sie für Jeremy Church auch wieder interessant geworden.

Wer Church sein Eigentum wegnehmen wollte, wurde hart bestraft.

Kellerman hatte seine Prügel bezogen, und auch Jane war nicht leer ausgegangen. Ihre Rippen schmerzten jetzt noch von Jeremys Faustschlägen. Er war ein Barbar. Ein macht- und geldhungriger Bastard. Jane Jingle haßte ihn so sehr wie niemanden sonst auf der Welt.

Im Augenblick hätte er neben ihr sterben können, sie hätte keinen Finger für ihn gerührt. Er hatte zuviel in ihr kaputtgemacht.

Sie war nicht mehr fähig, für ihn etwas anderes als Haß zu empfinden.

Jane dachte mit Wehmut an Raoul, den sie wohl nie mehr wiedersehen würde. Jeremy Church würde es zu verhindern wissen.

Schaudernd dachte sie daran, daß Jeremy schon bald Ansprüche stellen würde. Er würde Liebe von ihr fordern, und wenn sie sich weigerte, würde er sie wieder schlagen und sich erzwingen, was er haben wollte.

Eine schreckliche Zukunft lag vor ihr, und sie sah keinen Ausweg aus dieser Misere, nicht den geringsten Lichtblick.

David Hillaire und Ray Margolin saßen an einem großen runden Tisch und spielten Karten. Vierschrötige Kerle waren es. Einer häßlich als der andere. Hillaire schielte. Margolin hatte Basedowaugen.

Es hieß, daß die beiden schon mal einen Mann erschlagen hatten.

Die Polizei hätte versucht, ihnen die Tat nachzuweisen, aber Jeremy Churchs Anwälte hatten das gesamte Beweismaterial noch vor der Gerichtsverhandlung zerpflückt und entkräftet, und so mußten die Gangster aus der Untersuchungshaft entlassen werden.

Einmal mehr war der Gangsterboß Jeremy Church der große Triumphator gewesen.

Wann würde dieser gewissenlose, brutale Schurke endlich einmal auf die Schnauze fallen?

Jane Jingle erhob sich.

Margolin richtete seine Basedowaugen auf sie. »Sitzenbleiben!«

schnarrte er.

»Ich sitze nun schon seit sechs Stunden in diesem Sessel«, erwiderte das hübsche Mädchen. »Ich muß mich mal bewegen. Meine Beine sind eingeschlafen.«

»Interessiert mich nicht. Hinsetzen!«

»Dreckskerl!« sagte Jane wütend und nahm wieder Platz.

Margolin grinste. »Vorsicht, Puppe. Jeremy hat nicht gesagt, daß ich dir keine kleben darf.«

Jane starrte ihn aggressiv an. »Tu’s doch! Schlag mich, du feiges Schwein! Es bereitet dir bestimmt großen Spaß, ein wehrloses

Mädchen zu schlagen! Das hebt das Selbstbewußtsein, nicht wahr? Muß schon ein tolles Gefühl sein, eine Frau zu schlagen!«

»Ach komm, halt die Klappe, ich bin nicht scharf auf dein Gelaber.«

»Irgendwann mal erwischt euch die Polizei. Irgendwann mal geht die gesamte Church-Gang wie eine Bombe hoch, und ich werde danebenstehen, applaudieren und mich vor Begeisterung heiserschreien.«

»Schon gut, Baby. Ich kann verstehen, daß du sauer bist, aber ich kann's nicht ändern. Jeremy hat gesagt, wir sollen hier auf dich aufpassen, und das tun wir, ob dir das nun paßt oder nicht. Je eher du dich damit abfindest, desto besser ist das für uns alle. Jeremy möchte nicht, daß ihm sein Schmuckstück noch mal abhanden kommt. Ist doch verständlich, oder?«

»Ihr Verbrecher tut alles, was Jeremy sagt«, zischte das Mädchen verächtlich.

»Warum nicht? Jeremy ist der Boß.«

»Wenn er von dir verlangt, du sollst dich selbst in den Hintern treten, tust du's auch. Bloß, weil Jeremy der Boß ist, und weil du dafür gut bezahlt kriegst. Ihr kotzt mich alle an, ihr schleimigen Brüder. Ihr seid widerliche Befehlsempfänger, ohne eigene Meinung. Wozu auch? Jeremy denkt sowieso für euch, da braucht ihr doch euer versülztes Gehirn nicht anzustrengen.«

Ray Margolin holte tief Luft. »Bist du endlich fertig?«

»Nein!« schrie Jane Jingle wütend. »Ich habe euch noch eine ganze Menge zu sagen.«

»Am besten tust du's unter Wasser.«

David Hillaire verlor die Geduld. Er legte seine Karten auf den Tisch, erhob sich und ging zu Jane. Wortlos holte er aus. Jane Jingle schloß die Augen und wartete auf die Ohrfeige.

Da läutete jemand an der Tür, und Hillaires Hand blieb in der Luft hängen. Er entspannte sich. Jane öffnete die Augen wieder und war demjenigen, der geläutet hatte, dankbar dafür, daß er ihr die Ohrfeige erspart hatte.

***

Derjenige war ich.

Mr. Silver und ich hatten Camberwell erreicht, und zur Goldie Street mußten wir uns durchfragen. Als wir das Haus entdeckten, das Jeremy Church gehörte – wie George Gabby verraten hatte –, stoppte ich den Peugeot. Großer, verwilderter Garten, schwarze Büsche, alte Bäume, dazwischen ein Haus aus der viktorianischen Zeit. Eine Kapitalanlage für den Gangsterboß. Vermutlich hatte ihm sein Finanzberater empfohlen, es zu kaufen. Wie sich zeigte, eignete es sich auch hervorragend als Versteck.

»Zwei Typen bewachen das Mädchen«, sagte der Ex-Dämon.
»Hab keine Angst«, entgegnete ich grinsend. »Ich bin ja bei dir.«
»Darüber bin ich ehrlich froh«, feixte der Hüne mit den Silberhaaren. »Wie packen wir die Sache an? Von vorne rein wie ein Rammbock?«
Ich schüttelte den Kopf. »Wenn die Gangster dann nicht überrascht genug sind, kriegt es am Ende Jane Jingle zu spüren. Ich möchte nicht, daß ihr ein Haar gekrümmt wird.«
»Dann mach du einen Vorschlag«, verlangte Mr. Silver.
»Ich läute an der Eingangstür und lenke einen der beiden Ganoven ab. Inzwischen verschaffst du dir heimlich Einlaß in das Haus, schaltest den anderen aus, und dann nehmen wir Nummer eins in die Zange. So ist gewährleistet, daß dem Mädchen nichts zustößt.«
»Okay, dann machen wir es eben so«, erklärte sich Mr. Silver mit meinem Vorschlag einverstanden. »Ist dein Kopf schon wieder in Ordnung?«
»So gut wie neu.«
»Das hört man gern«, sagte der Ex-Dämon.
Wir betraten das Grundstück. Ich ließ Mr. Silver einen kleinen Vorsprung. Dann ging ich auf die Haustür zu und begrub den Klingelknopf unter meinem Daumen.

***

Wie ein Phantom huschte Mr. Silver durch die Dunkelheit, eilte an der Hausmauer entlang, bückte sich unter den Erkern, sprang auf einen Steinsockel und tauchte vor einem unbeleuchteten Fenster auf. Vorsichtig drückte er dagegen. Die Flügel schlossen gut. Mr. Silver setzte seine Magie ein. Seine übernatürliche Kraft wirkte auf den Riegel ein, der sich an der Innenseite des Fensters befand.
Wie von Geisterhand bewegt, drehte sich der Riegel, und als der Ex-Dämon anschließend noch einmal seine Hände gegen das Glas legte, ließen sich die Flügel aufdrücken.
Mit einer Geschmeidigkeit, die man dem Hünen nicht zugetraut hätte, kletterte er in den finsteren Raum.
Abermals griff er auf seine übernatürlichen Fähigkeiten zurück.
Er hellte mit seinem Blick die Umgebung so weit auf, daß er den Raum gefahrlos durchqueren konnte.
Er stieß gegen kein einziges Hindernis. Nebenan redete Jane Jingle. Mr. Silver lächelte. Die Kleine hatte sehr viel Courage. Was die den Gangstern alles an den Kopf warf, war beachtlich. Damit riskierte sie eine Tracht Prügel, doch das schien ihr nichts auszumachen.
Jetzt schrie sie aggressiv. Ein Stuhl wurde zurückgeschoben.
Schritte. Der Ex-Dämon konnte sich vorstellen, was nebenan passierte. Das Mädchen hatte den Bogen überspannt.
Mr. Silver griff nach dem Türknauf. Im selben Moment schlug die

Türglocke an. Tony Ballard lockte damit einen Verbrecher aus dem Zimmer.

***

Ich setzte ein hilfloses Lächeln auf. Die Tür öffnete sich. David Hillaire starrte mich ärgerlich an. »Ich hoffe, Sie sind nicht ungehalten…«, begann ich, den Verlegenen spielend.

»Was wollen Sie?« fiel mir der Gangster schroff ins Wort.

»Es ist zu dumm, ich war erst vergangene Woche beim Service, und da war alles in Ordnung, das behauptete jedenfalls der Mechaniker. ›Ihr Peugeot ist noch bestens in Schuß‹, sagte er. Der kriegt was zu hören, das schwöre ich Ihnen. Man stellt seinen Wagen schließlich nicht aus lauter Jux und Tollerei in die Werkstatt, nicht wahr? Für das viele Geld, das sie einem abknöpfen, könnten sie schon ein bißchen bessere Arbeit leisten. Aber heutzutage ist die Arbeitsmoral ja auf dem Hund. Viel Geld verdienen, ja, das tun alle gern. Aber etwas leisten dafür, das kommt nicht in Frage. Wozu auch? Ich sage ihnen, eines Tages wird unsere Wirtschaft auf dem Bauch liegen, und mich wird das nicht im mindesten wundern, bei einer solchen Einstellung.«

»Sagen Sie mal, halten Sie sich für einen Volksredner?« fauchte Hillaire mich an. »Was soll das ganze Geschwafel? Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was Sie wollen?«

»Oh, entschuldigen Sie, es ist mein größter Fehler, daß ich immer zuviel quassle und manchmal sogar am Kern des Themas vorbeirede. Mein Wagen streikt. Er steht nicht weit von hier. Der Kühler kocht. Ich brauche dringend Wasser, sonst kann ich nicht weiterfahren. Kolbenfresser… Meine Güte, wenn das passiert, kann ich den ganzen Motor wegschmeißen. Hätten Sie nicht einen Eimer Wasser für mich?«

»Nein.«

»Hören Sie, ich bringe Ihnen den Eimer ganz bestimmt wieder«, sagte ich und beschwatzte Hillaire weiter. In Gedanken war ich bei Mr. Silver, und ich fragte mich, wie die Sache im Moment drinnen stand…

***

Der Hüne mit den Silberhaaren öffnete vorsichtig die Tür. Jane Jingle bemerkte es. Mr. Silver legte seinen Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete dem Mädchen, still zu sein. Jane begriff, daß dieser Mann nicht zu den Gangstern gehörte. Sie hatte sofort Vertrauen zu diesem sympathischen Riesen, der so ungewöhnlich aussah.

Ray Margolin ahnte noch nichts von Mr. Silvers Nähe. Der Hüne näherte sich ihm lautlos. Margolin kehrte ihm den Rücken zu. Der Gangster spitzte die Ohren, um zu hören, was draußen, an der Tür, gesprochen wurde. Dort redete ein Mann, ziemlich viel und schnell.

Wenn es Margolin richtig mitkriegte, brauchte der Typ Wasser, David Hillaire war jedoch nicht bereit, ihm welches zu geben.

Margolin erhob sich.
Mr. Silver machte einen großen Schritt. Nun stand er knapp hinter dem Verbrecher. Er spannte die Handkante und schlug zu.
Wie vom Blitz getroffen brach Ray Margolin zusammen. Mr. Silver fing ihn auf und legte ihn hinter dem Sessel, in dem Jane Jingle saß, auf den Boden.
»Wir holen Sie hier raus, Jane«, raunte der Ex-Dämon dem Mädchen zu.
»Wie Sie Ray Margolin niedergestreckt haben, war großartig, Mister…«
»Silver.«
»Es hat mir richtig gutgetan, dabei zuzusehen. Geben Sie's David Hillaire genauso tüchtig.«
»Worauf Sie sich verlassen können. Freuen Sie sich jetzt schon auf ein Wiedersehen mit Raoul Kellerman.«
»Hat er Sie geschickt?«
»Nicht direkt, aber er hat nichts dagegen, daß wir uns um sein Problem kümmern.«
»Und Jeremy Church?«
»Den können Sie bald vergessen, dem werden wir nämlich in absehbarer Zeit so viele Schwierigkeiten an den Hals hängen, daß er untergeht.«
»Herrlich.«
»Entschuldigen Sie mich einen Moment. Ich habe noch etwas zu erledigen«, sagte Mr. Silver grinsend und stahl sich davon.

***

»Ein Eimer Wasser«, sagte ich eindringlich. »So ungefällig können Sie doch nicht sein. Sie tun ja so, als hätte ich Sie gebeten, den Eimer mit sündteurem Whisky zu füllen.«
»Nichts da, versuchen Sie ihr Glück woanders!« knurrte David Hillaire.
Ich sah Mr. Silver hinter ihm auftauchen. Der Ex-Dämon zeigte mir die Faust, der Daumen wies nach oben. Ein Gangster lag also bereits in Morpheus' Armen.
»Ist das Ihr letztes Wort?« fragte ich den Verbrecher.
»Ja«, bellte er.
»Dann stecken Sie sich den dämlichen Eimer an den Hut!«
Dafür wollte er mir eine herunterhauen. Ich wich keinen Schritt zurück, bot ihm trotzig meine Wange. Er holte gleichzeitig mit Mr. Silver aus, aber der Ex-Dämon schlug schneller zu. Hillaires Gesichtszüge entgleisten. Er kippte nach vorn und fiel mir in die Arme. Wir trugen ihn ins Haus und legten ihn neben Ray Margolin.
»Hallo, Jane«, sagte ich. »Mein Name ist Tony Ballard. Ich soll Ihnen

schöne Grüße von Raoul Kellerman bestellen. Geht es Ihnen gut?«

Jane Jingle atmete hörbar auf. »Jetzt ja«, sagte sie erleichtert.

»Dann kommen Sie.«

Wir wollten mit dem Mädchen das Haus verlassen, doch dagegen hatten zwei Kerle etwas, die aus einer unsichtbaren Versenkung hochgekommen zu sein schienen. Sie trugen Sonnenbrillen. In der Nacht!

Sie waren totenblaß, und ihre Bewegungen hatten etwas Marionettenhaftes an sich. Mein Freund und ich wußten sofort, daß wir Zombies vor uns hatten!

***

Dale Kelly hatte es sich in den Kopf gesetzt, in London die Nummer eins zu werden. An seiner Seite war kein Platz für eine zweite Unterweltgröße. Der Ärger, den er ständig mit der Church-Gang hatte, ging ihm seit langem schon an die Nieren. Er wollte endlich etwas dagegen unternehmen.

Kelly sah aus wie Napoleon Bonaparte. Ein kleiner Mann mit großem Ehrgeiz. Auf irgendeine Weise mußte er seine geringe Größe schließlich kompensieren. Er führte ein strenges Regiment, und wer sich weigerte, nach seiner Pfeife zu tanzen, der landete früher oder später in der Themse oder in irgendeinem Betonfundament. Es wurde genug gebaut in London.

Eine Zeitlang hatte Dale Kelly geglaubt, mit Jeremy Church leben zu können. Damals hätte er sich mit der halben Stadt abgefunden.

Aber Church war zu keinem Abkommen zu bewegen, und wenn es doch mal zu einer Einigung gekommen war, dann hatte sich Jeremy Church schon tags darauf nicht mehr daran gehalten.

Ob auf dem Rauschgift-, Glücksspiel- oder Prostitutionssektor – überall stieß Dale Kelly in zunehmendem Maße auf Schwierigkeiten. Jeremy Church versuchte immer mehr von der Stadt an sich zu reißen. Wenn das so weiterging, blieb Kelly bald kein Freiraum mehr.

Dale Kelly wollte sich von einem Bastard wie Church jedoch nicht vertreiben und nicht unterkriegen lassen. Er wollte es Church zeigen. Er strebte die Nummer eins, die Vormachtstellung in dieser Stadt an.

Keine Chance für Jeremy Church in London, das war die Devise.

Kelly ging im Living-room seines Hauses mit seinen kurzen Beinen auf und ab. Er war kein Dickschädel wie Jeremy Church, der alle Entscheidungen allein traf.

Dale Kelly ließ sich gern beraten. Mehrere Köpfe vermochten mehr auszubrüten als ein Gehirn, und die beste Idee mußte nicht immer vom Boß kommen. Auch andere konnten mal einen Geistesblitz haben.

Das Haus, in dem Kelly wohnte, war mehrfach elektronisch gesichert

und mit einer Selbstschußanlage versehen. Das Tor wurde von bewaffneten Leuten bewacht, auf dem Grundstück patroullierten rund um die Uhr Gangster. Dale Kelly gab ein Vermögen für Sicherheitsmaßnahmen aus, aber er war der Ansicht, daß kein einziger Shilling davon verschwendet war. Schließlich hatte er nur ein Leben, und das mußte er so gut wie möglich schützen.

An diesem Abend waren Martin Doyle, Johnnie Mitthes und Fred Foss bei ihm. Männer, mit denen er eng zusammenarbeitete, die ihn vertraten, wenn er im Ausland zu tun hatte, auf die er sich hundertprozentig verlassen konnte. Seine Anliegen waren auch die ihren.

Sie hatten dieselben Interessen, alle wollten die Gang vergrößern, und sie hatten alle dasselbe Feindbild: Jeremy Church.

Kelly blieb stehen. »Ich habe euch zu mir gebeten, weil ich es an der Zeit finde, daß wir etwas gegen Jeremy Church unternehmen. So kann es nicht weitergehen. Die Situation wird langsam unhaltbar.«

»Ganz meine Meinung«, pflichtete ihm Martin Doyle bei.

»Ich habe schon lange gesagt, daß wir uns um Church kümmern sollten«, bemerkte Johnnie Mitthes. »Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre Jeremy Church erst gar nicht so groß geworden. Nun wird es schwierig sein, ihn abzusägen.«

»Er ist zu packen«, behauptete Fred Foss. »Sein Größenwahnsinn macht ihn leichtsinnig und damit verletzbar. Er denkt, uns alle mit der linken Hand in die Tasche stecken zu können.«

»Da irrt er sich aber gewaltig«, tönte Dale Kelly. »Wir werden ihn abservieren. Nicht einfach aus der Stadt jagen, versteht ihr? Man muß ihn umlegen. Dann zerfällt seine Gang. Die klugen Leute werden zu uns überlaufen. Die Idioten schicken wir ihm hinterher. Ich nehme an, ihr habt euch alle schon mal mit dem Gedanken befaßt, wie man es am besten machen könnte.«

»Klar überlegt man«, sagte Doyle.

Dale Kelly mixte sich einen Drink. »Nun, Freunde, ich erwarte eure Vorschläge. Wir werden uns heute nacht entscheiden, wie wir gegen Jeremy Church vorgehen, damit dieses leidige Problem endlich aus der Welt geschafft wird.«

Kelly konnte nicht wissen, daß Jeremy Church schon längst die Weichen gestellt hatte.

Satans Bogenschütze hing zu diesem Zeitpunkt bereits wie ein Damoklesschwert über ihm…

***

In der Dunkelheit des Raumes bildete sich ein violetter Punkt, der sich mit unvorstellbarer Schnelligkeit vergrößerte. Die Temperatur sank für Augenblicke ab. Das Violett verdichtete sich, wurde länglich,

nahm Gestalt an und wurde zu einem menschenähnlichen Wesen, kraftstrotzend, muskulös, furchterregend.

Yercell, Satans Bogenschütze, war da!

Er befand sich nebenan, in Dale Kellys Arbeitszimmer. Keine noch so raffinierte Sicherheitsanlage hätte sein Kommen verhindern können. Die Elektronik vermochte seine Anwesenheit nicht zu registrieren.

Er überwand solche Schranken und Barrieren mit einer geradezu teuflischen Leichtigkeit.

Das Grauen, der Tod war in Dale Kellys Nähe.

Aber der Gangsterboß wußte es nicht. Er schmiedete noch Pläne, die in diesem Augenblick schon zum Scheitern verurteilt waren. Er glaubte, noch eine Zukunft zu haben.

Yercell aber wußte es besser.

Dale Kelly hatte nur noch eine Zukunft als lebende Leiche vor sich…

***

Meine Kopfhaut spannte sich. Zombies! Was hatten die hier zu suchen? Gehörten sie etwa zu Jeremy Churchs Bande? Bis zu diesem Moment war das Ganze für mich ein ganz gewöhnlicher Kriminalfall gewesen. Daß plötzlich Zombies mitmischten, verblüffte mich.

Der eine, grauhaarige, wollte sich Jane Jingle schnappen. Das Mädchen stieß einen erschrockenen Schrei aus und sprang zurück.

Ich war zur Stelle. Mein magischer Ring traf den lebenden Leichnam am Kinnwinkel. Der Zombie heulte auf und knallte gegen die Wand. Mr. Silver nahm sich zuerst des Mädchens an. Er brachte Jane aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Währenddessen stürzte sich Zombie Nummer zwei auf mich.

Seine Faust traf meine Schulter und riß mich herum.

Ich rammte ihm den Ellenbogen in die Magengrube.

Der Kerl, der Bekanntschaft mit meinem Ring gemacht hatte, erholte sich von dem Treffer und griff ein. Zu zweit versuchten sie mich fertigzumachen. Ich versetzte dem Graukopf einen Karatetritt.

Den anderen überlistete ich und schleuderte ihn auf den Boden. Er rollte herum und hielt mit beiden Armen meine Beine fest.

Dadurch war ich in meiner Bewegungsfreiheit stark beeinträchtigt.

Der Grauschädel legte seine eiskalten Totenhände um meinen Hals und drückte brutal zu.

Ich hämmerte ihm meinen Ring zwischen die Augen. Ein markerschütternder Schmerzensschrei platzte aus seinem Mund. Endlich kam mir Mr. Silver zu Hilfe. Sein Faustschlag fegte dem Zombie mit den grauen Haaren die Sonnenbrille vom Gesicht.

Tote Augen glotzten uns an.

Der Ex-Dämon drang auf den Zombie ein. Während des Schlagens wurden seine Fäuste zu Silber. Mit diesen schweren Silberhämmern

trieb der Hüne den lebenden Toten zurück. In einer Ecke konnte der wandelnde Leichnam nach keiner Seite mehr ausweichen. Der Zombie versuchte auszubrechen. Er wuchtete sich dem Ex-Dämon entgegen, doch Mr. Silver ließ ihm keine Chance.

Ich schickte meinen Gegner mit einem Faustschlag zu Boden.

Ohne den magischen Ring hätte ich das nicht geschafft. Der Zombie war schwer angeschlagen. Ich wollte ihm den Rest geben. Blitzschnell riß ich meine superflache Weihwasserpistole aus dem Gürtel. Mein Freund, der Parapsychologe Lance Selby, hatte sie für mich von einem Fachmann bauen lassen. Präzise Treffer waren noch auf fünf Meter Entfernung gewährleistet. Achtmal konnte man mit dieser Hochleistungspistole schießen.

Für den Zombie würde ein einziger Schuß genügen.

Ich richtete die Waffe auf ihn.

»Nicht, Tony!« rief Mr. Silver.

»Spinnst du? Ich soll ihn schonen?«

»Wir brauchen Informationen!«

Verflixt, das hatte ich in der Hektik völlig vergessen. Natürlich.

Wir mußten wissen, was lief.

Der Zombie wollte aufstehen. Mr. Silver ließ sich auf die Knie fallen und drückte den Kerl mit seinen Silberhänden auf den Boden, preßte seine Schulterblätter auf den Teppich.

»Wie ist dein Name?« wollte der Ex-Dämon wissen.

Der lebende Leichnam knurrte wie ein Tier. Er versuchte freizukommen, doch Mr. Silver hielt ihn fest wie ein Schraubstock. Er nahm seine Magie zu Hilfe, um den Zombie zu schwächen. Der Kerl zuckte wie unter Elektroschocks.

»Wie heißt du? Rede!« sagte der Hüne hart.

Der Zombie wollte nichts sagen.

»Tony!«

»Ja?«

»Streichle ihn mit deinem Ring!«

Ich wischte mit dem Ring über das Gesicht des Leichnams. Er brüllte auf, sein Körper bog sich mir entgegen, als wären ihm aus dem Boden glühende Speerspitzen in den Rücken gedrungen.

»Wie heißt du?« fragte Mr. Silver wieder.

»Woody Hyde«, hechelte der Zombie.

»Was für einen Beruf hattest du?«

»Ich war Journalist«.

»Wer hat dich zum Zombie gemacht?«

»Yercell, Satans Bogenschütze.«

Die Silberbrauen meines Freundes zogen sich zusammen. »Verdammt.«

»Kennst du Yercell?« fragte ich.

»Nicht persönlich, aber ich habe von ihm gehört. Er schießt mit Lichtpfeilen auf Menschen, macht sie damit zu Höllenmarionetten. Die Seelen landen in der Verdammnis.« Mr. Silver wandte sich wieder an unseren Gegner. »Wieso seid ihr hier aufgetaucht?«

»Jeremy Church hat uns hergeschickt«, antwortete der Zombie.

»Wir hätten Hillaire und Margolin ablösen sollen. Church befürchtete, daß Tony Ballard das Versteck finden könnte. Wir hätten ihn töten sollen.«

Das war ein Hammer. Der Gangsterboß ließ neuerdings Zombies für sich arbeiten. Er mußte mit Yercell unter einer Decke stecken.

Ich stellte dem Zombie eine diesbezügliche Frage, die dieser mir bestätigte. Yercell unterstützte Jeremy Church.

»Wie viele Zombies gibt es schon?« wollte ich wissen.

»Erst zwei. Craig Hogan und mich… Das heißt, eigentlich gibt es nur noch mich, denn Hogan habt ihr ja …«

»Aus welchem Grund hat sich Yercell euch ausgesucht?« fragte ich.

»Wir waren Jeremy Churchs Gegner. Der Bogenschütze des Satans hat uns auf diese Weise umgedreht.«

»Church hat bestimmt die Absicht, mit allen seinen Gegnern so zu verfahren«, sagte ich zu Mr. Silver. »Demnach müßte auch Dale Kelly auf der Abschußliste des Bogenschützen stehen.«

»Er ist der nächste«, sagte der Zombie.

»Wann?«

»Bald«, antwortete Woody Hyde.

Ich schaute Mr. Silver an. »Noch Fragen?«

»Wo finden wir Yercell?« erkundigte er sich.

»Das weiß ich nicht«, sagte Hyde.

Der Ex-Dämon ließ den lebenden Leichnam los. »Okay, Tony, er gehört dir.«

Der Zombie sprang auf. Er streckte mir abwehrend die Hände entgegen. »Ich habe euch alles gesagt, was Ihr wissen wolltet. Verschont mich.«

Meine Augen wurden schmal. »Dein Körper ist eine Brutstätte des Bösen. Ich muß dich erlösen.«

Er hing an seinem zweiten Leben ebenso wie an seinem ersten, doch es wäre falsch gewesen, Mitleid mit ihm zu haben, denn er hätte niemals Gutes getan. Dazu war er nicht mehr fähig. Er hätte getan, was die Hölle ihm befahl, und Menschen hätten durch ihn ihr Leben verloren. Ich mußte ihn vernichten.

Er bettelte und flehte.

Ich drückte ab.

Der Weihwasserstrahl stach ihm ins Gesicht, er stieß einen markerschütternden Schrei aus und schwitzte Licht. Tatsächlich, durch seine Poren drang ein gleißender Lichtschweiß, der nur wenige

Augenblicke sichtbar war. Als er erlosch, brach Woody Hyde zusammen und hatte seinen Frieden.

Jane Jingle stand alldem fassungslos gegenüber.

Wir verließen mit ihr das Haus. Ich überließ Mr. Silver das Peugeot-Steuer, setzte mich auf den Beifahrersitz und rief während der Fahrt Tucker Peckinpah an, um ihm einen umfassenden Bericht zu liefern. Ich bat ihn, zu veranlassen, daß Hyde und Hogan abgeholt wurden, und die Polizei sollte sich auch um David Hillaire und Ray Margolin kümmern, aber sie sollte sich nicht des Gangsterbosses Jeremy Church annehmen. Den wollten wir uns selbst vorknöpfen.

Peckinpah würde mit seinen hervorragenden Beziehungen all das erreichen.

Wir lieferten Jane Jingle bei Raoul Kellerman ab. Die beiden fielen sich in die Arme. Sie weinte. Auch er hatte feuchte Augen.

Ich lächelte. »Wie Sie sehen, pflege ich meine Versprechen zu halten, Mr. Kellerman.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Mr. Ballard. Sie machen mich zum glücklichsten Menschen. Aber…«

»Ist noch ein Haar in der Suppe?«

»Ja.«

»Ich kann keines sehen.«

»Jeremy Church«, sagte der Juwelier.

»Den können Sie vergessen. Er wird Sie und Jane nicht mehr trennen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Wir werden den Gangsterboß für alle seine Missetaten zur Verantwortung ziehen, verlassen Sie sich darauf.«

Die Zeit drängte. Wir verabschiedeten uns. Raoul Kellerman hielt das Mädchen umschlungen, als wollte er es nie wieder loslassen.

Sie küßte Mr. Silver und mich auf die Wange und flüsterte:

»Danke.«

Ich grinste. »Gern geschehen. Wenn wir wieder mal etwas für Sie tun können… Meine Nummer steht im Telefonbuch.«

Wir kehrten zum Peugeot zurück. Wenig später fuhren wir an jenem finsteren Park vorbei, in dem die Kapelle stand, die so lange verflucht gewesen war. Sie war eine gefährliche Menschenfalle gewesen. Roxane und ich hatten sie entschärft. Die sieben Teufelsmönche existierten nicht mehr.

Zwanzig Minuten waren wir unterwegs, dann erreichten wir unser Ziel.

Zwei Kerle mit Galgenvogelvisagen und mißtrauischem Blick standen hinter dem Gittertor. Ihre Augen wieselten über Mr. Silver und mich. Ich zückte meine Lizenzkopie.

»Tony Ballard, Privatdetektiv«, sagte ich. »Wir müssen zu eurem Boß. Es ist dringend.«

Einer der beiden lächelte mich mitleidig an. »Mr. Kelly hat jetzt keine Zeit. Kommen Sie morgen wieder.«

»Sie tun Kelly keinen Gefallen, wenn Sie uns nicht zu ihm lassen!« sagte ich.

»Er hat eine Besprechung und will nicht gestört werden.«

»Sagen Sie ihm, daß wir hier sind, und daß sein Leben auf dem Spiel steht, dann wird er Zeit für uns haben«.

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Ich werde ihn nicht stören, Mr. Ballard. Er würde mir das übelnehmen.«

Dale Kelly war ein Verbrecher. Manch einer wird vielleicht denken, daß es falsch ist, sich für ihn so einzusetzen. Ich bin da anderer Meinung. Für mich war Dale Kelly in erster Linie ein Mensch, der sein Leben an Yercell, Satans Bogenschützen, verlieren sollte. Ob Gangster oder nicht, Yercell sollte ihn nicht kriegen.

Wenn ich den Männern am Tor von Yercell erzählt hätte, hätten sie wahrscheinlich gedacht, ich wollte sie auf den Arm nehmen. Sie hätten mir bestimmt auch nicht geglaubt, daß Jeremy Church Woody Hyde und Craig Hogan umdrehen und zu Zombies machen ließ, und daß er dasselbe mit Dale Kelly vorhatte.

»Was ist nun, informieren Sie Ihren Boß?« fragte ich ungeduldig.

»Nein. Ich werde ihm sagen, daß Sie hier waren«, erwiderte der Gangster. »Sie können mir Ihre Karte hierlassen, wenn Sie wollen. Mr. Kelly wird Sie dann morgen anrufen, wenn er es für wichtig hält.«

»Er wird dazu morgen nicht mehr in der Lage sein«, behauptete ich.

»Keine Sorge, wir passen sehr gut auf ihn auf.«

»Das wird nichts nützen. Jeremy Church hat einen Dreh gefunden, wie er trotzdem an ihn herankommt.«

»Das glaube ich nicht.«

»Möchten Sie den Beweis abwarten? Dann ist Dale Kelly tot.«

»Hören Sie, Ballard, merken Sie nicht, daß das viele Reden keinen Zweck hat? Kommen Sie morgen wieder. Vielleicht kann ich dann etwas für Sie tun. Heute haben Sie garantiert keine Chance.«

Mr. Silver wurde die Sache zu dumm. Er griff ein. Im Handumdrehen waren die beiden Wachen hypnotisiert. Die erste Hürde war damit überwunden. Aber die Gegenseite war in der Zwischenzeit nicht untätig.

***

Yercell war da!

Dale Kelly, sein nächstes Opfer, befand sich nebenan und beriet sich mit seinen Freunden.

Satans Bogenschütze bereitete sich auf die Tat vor. Das Leben des Gangsterbosses war ihm sicher.

Die violette Erscheinung nahm den schwarzen Bogen in die Hand,

zog einen Lichtpfeil aus dem Köcher und legte ihn auf die Sehne.

Nun mußte er Kelly hereinlocken. Das stellte für ihn keine Schwierigkeit dar. Sein Blick richtete sich auf das Telefon. Höllenmagie wirkte auf den Apparat ein. Es läutete.

Yercell stellte sich neben die Tür. Gleich würde Dale Kelly erscheinen – und sterben…

***

Kelly hörte das Läuten und begab sich nach nebenan. Die Tür deckte die violette Gestalt zu. Der Gangsterboß machte Licht und gab der Tür einen Stoß. Sie fiel ins Schloß.

Dale Kelly eilte zum Apparat. Er griff nach dem Hörer. »Hallo!«

Nichts. Die Leitung war tot. So tot, wie auch er in wenigen Augenblicken sein würde.

»Hallo!«

Kelly zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Er warf den Hörer mißmutig in die Gabel und wollte zu seinen Freunden zurückkehren. Rasch drehte er sich um, und im nächsten Moment erstarrte er. Seine Augen weiteten sich. Er sah den violetten Bogenschützen entgeistert an.

»Wer sind Sie?« preßte er heiser hervor.

»Ich heiße Yercell.«

»Wie kommen Sie hier herein?« fragte Dale Kelly total verwirrt.

»Seine Wachen, die elektronischen Anlagen – wie konnten sie alle versagt haben?«

»Ich komme überall rein«, behauptete Satans Bogenschütze.

»Was wollen Sie?«

»Dein Leben!«

Kelly zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Yercell spannte den Bogen. Der Gangsterboß wollte die Gefahr von sich abwenden. Er trug eine großkalibrige Waffe bei sich. Immer. Auch zu Hause. Sogar im Bett. Er fühlte sich nur sicher, wenn er sie bei sich hatte. Ohne sie kam er sich nackt und verletzbar vor.

Die Kanone zu ziehen, war eine Sache von Sekundenbruchteilen.

Dale Kelly trainierte das fast täglich. Er machte auch so oft wie möglich Schießübungen, denn irgendwann einmal konnte es ihm das Leben retten, wenn er schneller und besser schoß als sein Gegner.

Seine Hand zuckte mit der Waffe in Yercells Richtung.

Der violette Bogenschütze brauchte die Kugel nicht zu fürchten.

Er war kein Mensch. Ein gewöhnliches Geschoß konnte ihm nichts anhaben. Er hätte Kelly ruhig abdrücken lassen können. Doch nicht einmal die Zeit ließ er dem Gangsterboß.

Die Bogensehne surrte.

Der Lichtpfeil raste auf Dale Kelly zu, stach ihm in die Brust, eine

höllische Kraft explodierte in dem Mann, schleuderte seine Seele aus dem Körper und warf ihn nieder.

Sein Blick wurde trübe, das Gesicht fahl.

Dale Kelly war… ein Zombie!

***

Martin Doyle, Johnnie Mitthes und Fred Foss bekamen vom Ende ihres Chefs nichts mit. Sie saßen im Living-room und warteten auf Kellys Rückkehr. Mitthes zündete sich eine Zigarette an und blies Rauchringe in die Luft. »Eine große Sorge weniger, wenn es Jeremy Church nicht mehr gibt«, sagte er. »Ich werde diesem Mistkerl keine Träne nachweinen, das gebe ich euch schriftlich.«

»Wir werden alle bei seiner Beerdigung lachen«, sagte Foss.

»Und erleichtert aufatmen, wenn der Sarg runtergelassen wird«, meinte Doyle. »Dale hatte viel zu lange Geduld mit ihm.«

Mitthes lächelte. »Dale ist eben ein feiner Mensch. Zu gut zu seinen Feinden. Sie verdienen diese Güte nicht.«

»Bin gespannt, wie die Bullen auf den Mord an Church reagieren werden«, sagte Foss.

»Die werden begeistert applaudieren«, sagte Mitthes grinsend.

»Wenn du sie wählen lassen würdest, würden sie sich für das kleinere Übel entscheiden, und das heißt Dale Kelly; er hat die feinere Art. Church stinkt den Bullen schon lange. Wir tun ihnen einen großen Gefallen, wenn wir ihn umlegen. Sie werden sich wohl kaum besonders anstrengen, um seinen Mörder zu finden.«

Nebenan spielte sich Dale Kellys persönliche Tragödie ab. Die Gangster bemerkten nichts davon. Sie ahnten nicht, daß eine tödliche Gefahr für sie aufkeimte, denn Dale Kelly wechselte in diesem Augenblick die Fronten. Er gehörte nicht mehr zu ihnen, war nicht mehr ihr Freund, wurde zu ihrem erbittertsten Gegner.

Er, der Mann, zu dem sie vollstes Vertrauen hatten, der sich entschlossen hatte, Jeremy Church aus dem Weg zu räumen, stand plötzlich auf Churchs Seite, war ihr Feind.

Er wollte nun nicht mehr Jeremy Churchs Tod, sondern ihren.

Doch sie wußten es nicht.

Die Tür öffnete sich. Dale Kelly kehrte zurück. Er hielt eine Maschinenpistole in seinen Händen – und richtete diese auf seine Leute!

***

Die Männer am Tor hatten keinen eigenen Willen mehr. Mr. Silver übernahm das Kommando. Er befahl ihnen, das Tor zu öffnen. Sie gehorchten. Der Ex-Dämon grinste. »Na also. Warum nicht gleich?«

Ich hatte ein flaues Gefühl im Magen, irgendwie befürchtete ich, daß wir zu spät kommen würden. War es mein sechster Sinn, der mich das

ahnen ließ? Wir stiegen wieder in den Wagen. Auf dem Grundstück patrouillierten Gangster. Wir hofften, daß sie uns nicht aufhalten würden. Wenn die Wachen das Tor öffneten, mußte das für sie okay sein. Es wurde niemand eingelassen, der hier nichts zu suchen hatte.

Wir waren die große Ausnahme.

Durch Mr. Silver.

Ich ließ den Peugeot durch das Tor rollen. Die Ganoven schauten uns mit ausdruckslosen Gesichtern nach. Seit sie hypnotisiert waren, gaben sie sich lammfromm. Eine hervorragende Kampftechnik des Ex-Dämons. Unblutig, und dennoch äußerst wirksam.

Ich hätte das gern gelernt, aber mir fehlte die enorme Willenskraft, die dafür nötig war. Darüber verfügte nur Mr. Silver.

Wir näherten uns dem Haus des Gangsterbosses.

Plötzlich vernahmen wir das böse Kläffen einer Maschinenpistole. Und dann überstürzten sich die Ereignisse.

***

Martin Doyle sprang erschrocken auf. »Dale!«

Das bleiche Gesicht des Zombies verzerrte sich zu einem haßerfüllten Grinsen. »Ja, Martin?«

»Dale, was soll das? Was willst du mit der MPi? Wieso zielst du damit auf uns?«

»Muß ich das nicht, wenn ich euch umlegen möchte?«

Dayle warf Mitthes und Foss einen gehetzten Blick zu.

»Umlegen?« keuchte Fred Foss und erhob sich ebenfalls. »Menschenskind, was ist denn mit dir los, Dale? Du kannst das doch nicht im Ernst tun wollen…«

»Doch.«

»Wir sind deine besten Freunde.«

»Das wart ihr.«

Doyle schluckte trocken. Er begriff nichts mehr. Vor wenigen Minuten waren sie alle noch ein Herz und eine Seele gewesen. Mit gemeinsamen Interessen. Zusammengeschweißt von vielen Gefahren, die sie gemeinsam hinter sich gebracht hatten. Dann der Anruf…

»Wer hat angerufen, Dale?« fragte Martin Doyle heiser.

»Niemand. Die Leitung war tot, und ihr werdet es auch gleich sein!«

»Dale, fühlst du dich nicht gut?«

»Ich fühle mich großartig.«

»Dein Verstand… Bei dir muß irgend etwas ausgehakt haben. Du brauchst Hilfe. Ich bitte dich, leg die MPi weg, bevor ein Unglück passiert!«

Der Zombie bleckte die Zähne. »Du begreifst gar nichts, Martin«, sagte er verächtlich.

Jetzt stand auch Johnnie Mitthes auf. »Seht ihr nicht, was mit ihm

los ist?« keuchte er überwältigt. »Sein Gesicht ist totenblaß, die Augen sind gebrochen. Er… er lebt nicht mehr!«

»Großer Gott!« stöhnte Doyle.

Dale Kelly lachte. »Bravo, Johnnie, du hast es als erster erfaßt.«

»Aber… aber wieso …?« stammelte Fred Foss.

»Yercell war da«, gab der Zombie Auskunft.

»Wer ist Yercell?« fragte Foss.

»Satans Bogenschütze. Er arbeitet für Jeremy Church.«

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»Ist es aber. Yercell hat mich auf Churchs Seite geholt. Ganz klar, daß ihr nun meine Todfeinde seid. Deshalb werde ich euch über den Haufen schießen!« Kelly preßte die blutleeren Lippen zusammen. Alle wußten, daß er jetzt feuern würde.

»Neiiin!« schrie Johnnie Mitthes.

Er warf sich hinter einen Sessel in Deckung. Die Maschinenpistole fing an zu hämmern. Martin Doyle und Fred Foss führten einen grotesken Tanz auf, drehten, wanden sich, und dann brachen sie blutüberströmt zusammen.

Johnnie Mitthes war nicht hinter dem Sessel liegengeblieben, sondern zur Terrassentür gerobbt. Kugeln pfiffen über ihn hinweg und trommelten gegen die Wand.

Jetzt sprang er auf.

Dale Kelly drehte sich in seine Richtung.

Mitthes riß die Tür auf und stürmte nach draußen. Der Gangsterboß ließ eine Garbe durch den Lauf rasen. Geschoße zupften am Vorhang, durchlöcherten ihn und bohrten sich in die Dunkelheit.

Johnnie Mitthes schlug einen Haken. Ein Projektil erwischte ihn an der Hüfte. Es riß ihn herum und warf ihn ins Gras. Er kämpfte sich hoch. Ein stechender Schmerz peinigte ihn. Er biß die Zähne zusammen, spürte, wie es warm an seinem Bein hinunterlief. Blut!

Eine verletzte Hüfte war noch nicht so schlimm. Wichtig war es, das Leben zu behalten.

Humpelnd setzte der Verbrecher seine Flucht fort.

Wächter kamen angerannt.

Dale Kelly erschien in der Terrassentür und eröffnete das Feuer auf sie. Zwei Ganoven brachen verletzt zusammen. Niemand wußte, wie er sich verhalten sollte. Der Boß schien den Verstand verloren zu haben. Aber sollte man auf ihn schießen? Alles war auf den Kopf gestellt. Der Boß schoß auf die eigenen Leute…

***

Als die Maschinenpistole zu rattern anfing, gab ich Vollgas. In dem allgemeinen Durcheinander fiel es niemandem ein, uns zu stoppen.

Wir rasten auf das Haus zu. Ich sah Wachen zusammenbrechen, sah

Dale Kelly, der in der Terrassentür stand und den Finger nicht vom Abzug nahm. Seine Männer wußten nicht, warum er auf sie feuerte.

Aber Mr. Silver und mir war die Situation sonnenklar.

Wir waren hier nicht rechtzeitig eingetroffen.

Yercell war vor uns hier gewesen. Der Bogenschütze des Satans hatte Dale Kelly umgedreht, und der Zombie killte in diesem Augenblick für Jeremy Church!

Kugeln schwirrten über den Peugeot.

Ich trat auf die Bremse. Das Heck des Wagens tanzte seitlich weg.

Ich behielt das Fahrzeug jedoch unter Kontrolle. Sobald der Wagen zum Stillstand gekommen war, sprangen Mr. Silver und ich raus.

Ich zog meinen Colt Diamondback, ging hinter der offenen Autotür in Deckung und schoß auf Dale Kelly. Der Gangsterboß zog sich zurück.

Feuerpause.

»Wir müssen ihn uns schnappen, bevor er hier noch mehr Leute umpustet, Tony«, sagte Mr. Silver aufgeregt.

»Das ist klar«, gab ich zurück.

»Machen wir es ähnlich wie in Camberwell? Versuchen wir ihn in die Zange zu nehmen?«

»Einverstanden.«

Es bedurfte keines weiteren Wortes mehr. Jeder von uns wußte, was er nun zu tun hatte. Mr. Silver hetzte los. Verletzte schrien. Ihre Kameraden kamen ihnen zu Hilfe, blickten dabei nervös zum Haus hinüber, aus dem jeden Augenblick wieder ein Kugelhagel kommen konnte. Man schleppte die Verletzten aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich.

Dale Kelly erschien an einem der Fenster und fing wieder an zu schießen. Ich rannte geduckt auf das Haus zu, beschrieb einen Bogen, erreichte die Haustür und öffnete sie vorsichtig.

Vielleicht war Yercell noch da.

In diesem Fall mußte ich besonders gut aufpassen, denn ich war nicht darauf erpicht, von einem Lichtpfeil durchbohrt zu werden.

Laut hallten die Schüsse im Haus. Ich hörte den Schrei eines Gangsters. Der Mann schien von Kellys Kugeln erwischt worden zu sein.

Ich eilte auf das Geknatter zu. Die MPi verstummte, sang ihr Todeslied nicht weiter.

Ich betrat den Living-room.

Schwer lag der Diamondback in meiner Hand.

Alles in mir war auf Abwehr eingestellt. Hinter meiner Stirn pochte das Blut. Wo war der Zombie? Mißtrauisch ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Ich entdeckte zwei Tote, die auf Kellys Konto gingen. Die Kugeln hatten das Glas einer Vitrine zertrümmert und Vasen und Nippessachen zerschlagen.

Dale Kelly ließ sich nicht blicken.
Befand er sich in einem anderen Raum?
Hatte Mr. Silver ihn schon erwischt?
Nein, Dale Kelly war hier! Hinter mir! Ich bemerkte ihn erst, als er mir den Lauf der Maschinenpistole in den Rücken stieß. Die Situation ließ nur noch eine Frage offen: Wie viele Kugeln würden mich töten? Zehn? Zwanzig? Dreißig?

***

Mr. Silver fand eine Seitentür. Er öffnete sie behutsam und ließ sie hinter sich nicht zufallen, sondern drückte sie gewissenhaft ins Schloß. Seine Haut überzog sich mit einem silbrigen Flimmern. Ein Beweis dafür, daß er sehr aufgeregt war.
Noch hämmerte die Waffe. Der Ex-Dämon konnte sich nach dem Krachen der Schüsse orientieren. Er gelangte an eine Eichentür. Die Schüsse verstummten. Stille im Haus.
Der Hüne legte die Hand auf den Türknauf, drehte ihn vorsichtig.
Er hoffte, in wenigen Augenblicken den Zombie zu Gesicht zu kriegen. Seine Hände härteten sich. Er schickte einen magischen Energiestoß in die Fäuste, die sich sofort in Silber verwandelten.
Der Ex-Dämon wollte mit Dale Kelly nicht anders verfahren als mit Craig Hogan.
Ein gewaltiger Schlag auf die Schädeldecke, und Dale Kelly würde erledigt sein.
Die Tür war nun eine Handbreit offen.
Der Hüne lugte durch den Spalt – und erschrak, denn er bemerkte den Gangsterboß, und vor dessen Maschinenpistole sah er seinen Freund Tony Ballard.

***

Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis Dale Kelly abdrückte. Er würde ein Sieb aus mir machen. Ich stand wie versteinert vor ihm. Den Colt Diamondback hielt ich immer noch in der Faust. Der Zombie verlangte nicht, daß ich ihn fallen ließ. Wozu auch? Ich konnte ihm mit dem Revolver nicht gefährlich werden.
Ich spürte, als es soweit war.
Jetzt würde mich Kelly mit Blei vollpumpen!
Da schwang eine Tür auf und knallte laut gegen die Wand.
Der Zombie war für einen Herzschlag lang abgelenkt. Ich war geübt darin, winzigste Chancen zu nützen. Nicht erst einmal hatte mir das das Leben gerettet. Wie von der Natter gebissen, kreiselte ich herum. Meine Linke stieß den Lauf der Maschinenpistole zur Seite.
Der Zombie zog den Stecher durch. Die Waffe hämmerte, spie Feuer an mir vorbei.

Ich richtete den Colt auf Kelly.
Keine Sekunde zögerte ich.
Der Diamondback brüllte dem Zombie das Ende ins Gesicht.
Die geweihte Silberkugel hieb in Dale Kellys Stirn, die MPi fiel ihm aus den Händen. Er flog gegen die Wand und sackte – zum zweitenmal tot, und diesmal für immer – zusammen.
Wir hatte den Mann nicht mehr retten, aber erlösen können.
Mr. Silver kam zu mir. »Ich dachte schon, du wärst dran.«
Ich lächelte matt. »Ich auch. Du warst mal wieder Retter in höchster Not.«
Der Ex-Dämon grinste. »Was würdest du ohne mich tun?«
»Ich würde mir einen anderen Ex-Dämon als Freund zulegen.«
»Kerle wie ich sind aber rar.«
»Wer sucht, der findet«, gab ich zurück. Hier gab es für uns nichts mehr zu erledigen. Wir mußten das letzte Kapitel aufschlagen. Das hieß Jeremy Church. Und irgendwo im Hinterkopf hofften wir beide, daß es uns gelang, auch Yercell unschädlich zu machen. Aber wie sollten wir an ihn herankommen? In welcher Falte zwischen dem Diesseits und dem Jenseits hielt er sich verborgen?

***

Wieder telefonierte ich mit Tucker Peckinpah. Ich erfuhr, daß in Camberwell inzwischen bereits alles wunschgemäß erledigt worden war. Tucker Peckinpah versprach, die Polizei über das zu unterrichten, was sich auf Dale Kellys Grundstück ereignet hatte.
Den Pförtner, der uns nicht zu Jeremy Church hinauflassen wollte, setzte Mr. Silver mit Hypnose außer Gefecht. Zwei Gorillas, die auf den Expresslift aufpaßten, machten ebenfalls Bekanntschaft mit Mr. Silvers hypnotischen Fähigkeiten.
Der Fahrstuhl katapultierte uns dann zum Penthouse des Gangsterbosses hoch. Er war mächtig überrascht, uns zu sehen.
»Das Spiel ist aus, Church!« sagte ich schneidend. »Wir wissen Bescheid!«
Er kniff die Augen zusammen. »Tatsächlich? Lassen Sie mal hö- ren, was Sie herausgefunden haben, Ballard!«
»Erst mal möchte ich Ihnen eine freudige Mitteilung machen.«
»Und die wäre?«
»Jane Jingle und Raoul Kellerman sind wieder ein glückliches Paar, und Sie werden die beiden nicht mehr trennen können.«
»Ich glaube, Sie unterschätzen mich, Ballard.«
»Das tu ich keineswegs. Ich weiß, was für ein durchtriebener Halunke Sie sind. Sie haben sich mit Yercell, Satans Bogenschützen, verbündet. Er macht aus Ihren Gegnern Zombies, die vom Augenblick ihres Todes an auf Ihrer Seite stehen. Sie sollten wissen, daß Sie mit

Craig Hogan, Woody Hyde und Dale Kelly nicht mehr rechnen können. Wir haben sie ausgeschaltet.«

Der Gangsterboß durchbohrte mich mit seinem Blick. Es tat nicht weh. »Sie sind wirklich gut informiert, Tony Ballard.«

»Ich werde Ihnen aus Ihren Verbrechen einen dicken Strick drehen, Church! Ihre Gang ist mittlerweile kleiner geworden. Ray Margolin, David Hillaire, George Gabby, Trevor Bloom und Sean Sullivan stehen Ihnen nicht mehr zur Verfügung.«

»Das macht nichts. Ich habe noch genug andere Leute.«

»Gabby, Bloom und Sullivan haben inzwischen ein Geständnis abgelegt.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Sie werden es in Kürze von der Polizei erfahren. Das Geständnis der drei belastet Sie so schwer, daß es keinem Ihrer gerissenen Anwälte gelingen wird, Sie freizukriegen. Diesmal waren Sie zu eifrig, Church. Das bricht Ihnen nun das Genick.«

Der Gangsterboß lächelte scheinbar unbekümmert. »Sie reden so, als hätte ich wirklich keine Chance mehr, Ballard.«

»Haben Sie auch nicht.«

»Sie vergessen Yercell.«

»Der kann Ihnen jetzt auch nicht mehr helfen.«

»Vielleicht doch«, sagte Jeremy Church, und dann brüllte er mit voller Lautstärke Yercells Namen.

Und Yercell erschien!

Von einem Augenblick zum andern war er da, der violette Bogenschütze. Die Überraschung war ihm gelungen. Ich benötigte eine winzige Zeitspanne, um den Schock zu verdauen. In dieser Zeit legte Satans Bogenschütze einen Pfeil auf die Sehne.

Ich griff zur Waffe, riß den Colt heraus, ließ mich gleichzeitig fallen. Der Lichtpfeil raste durch den Raum. Er hätte mich nicht getroffen, denn ich hatte mich schnell genug hingeworfen. Sicherheitshalber lenkte Mr. Silver das Geschoß mit einem magischen Schub ab. Der Pfeil wurde aus der vorgesehenen Flugbahn gedrängt und flitzte wie ein Blitzstrahl auf Jeremy Church zu. Der Gangsterboß riß entsetzt die Augen auf. Für eine weitere Reaktion blieb ihm keine Zeit mehr.

Das Geschoß hieb in seinen Körper und streckte ihn nieder.

Ich feuerte liegend auf Yercell.

Satans Bogenschütze wechselte in Gedankenschnelle die Position.

Das geweihte Silber verfehlte ihn, bohrte sich in die Wand. Yercell holte einen neuen Pfeil aus dem Köcher, doch Mr. Silver fungierte nicht bloß als Zuschauer, der den violetten Bogenschützen tun ließ, was er wollte.

Der Hüne mit den Silberhaaren stürzte sich auf Yercell. Wie ein reißender Tiger sprang er das Wesen aus den Dimensionen des

Grauens an. Sein Körper, nun zu Silber geworden, prallte gegen den des violetten Gegners. Er riß Yercell mit sich zu Boden und schlug mit den Silberfäusten wie von Sinnen auf ihn ein.

Yercell verlor Pfeil und Bogen.

Er setzte schwarze Magie gegen Mr. Silver ein. Sie prallte gegen den Ex-Dämon und wollte ihm den Brustkorb eindrücken. Er stemmte sich wild dagegen, aktivierte seine übernatürlichen Kräfte.

Es war ein erbitterter Kampf.

Der Fight zweier Giganten.

Es konnte nur einen Sieger geben.

Kampf bis zur totalen Vernichtung!

Yercells Abwehr traf den Ex-Dämon schmerzhaft. Schwarze Magie warf Mr. Silver zurück. Er wuchtete sich sofort wieder vorwärts, packte den Bogenschützen und versuchte ihm das Genick zu brechen, doch Yercell wußte das zu verhindern. Geschmeidig entwand er sich Mr. Silvers hartem Griff und setzte zur Gegenattacke an.

Der Hüne kippte zur Seite.

Yercell krallte seine Finger um Mr. Silvers Hals. Er schickte tödliche Ströme in den Körper seines Gegners. Der Ex-Dämon spürte, daß Yercell ihn damit vernichten konnte. Ein Glühen und Brennen folterte ihn. Er spürte seine Kräfte schwinden.

Blitzschnell schlug er dem Gegner die Silberfaust ins Gesicht. Die Hände des Bogenschützen rutschten ab. Das Brennen und Glühen hörte sofort auf. Mr. Silver wälzte sich herum, als sich Yercell auf ihn fallen lassen wollte. Der Bogenschütze landete neben ihm auf dem Boden.

Mr. Silver spürte Pfeil und Bogen unter sich, griff nach beidem und sprang auf. Auch Yercell flitzte hoch. Als er sah, was der Ex-Dämon in seinen Silberhänden hielt, geriet er in Panik. Er verschwendete keinen Gedanken mehr an einen weiteren Angriff, hatte nur noch eines im Sinn: Flucht!

Er wollte verschwinden, sich auflösen.

Aber er war nicht geschwind genug.

Mr. Silver spannte den Bogen. Der Pfeil zischte auf Yercell zu und durchbohrte seinen Hals. Ein greller Todesschrei gellte auf.

Yercell, den eigenen Lichtpfeil – der bei ihm anders wirkte als bei Menschen – im Hals, drehte sich röchelnd um die eigene Achse.

Schneller, immer schneller. Er wurde zu einem violetten Kreisel, der langsam nach unten sank, breiter wurde, auf einer nadeldünnen Spitze wie verrückt rotierte und sich schließlich dampfend auflöste.

Nichts blieb von ihm übrig.

Er hatte aufgehört zu existieren.

Sein Bogen zerbrach und zersplitterte in Mr. Silvers Händen, verwandelte sich in schwarzen Staub. Gründlicher konnte man Yercell

nicht vernichten.
Aber die Gefahr war noch nicht gebannt. Es gab noch Jeremy Church, den Yercells Pfeil zum Zombie gemacht hatte!

***

Der lebende Leichnam nützte die Gelegenheit. Ich war abgelenkt, verfolgte gespannt den Kampf zwischen Mr. Silver und Yercell.
Ohne daß ich es merkte, stand der Tote auf. Kaum war Yercell vernichtet, da warf sich Jeremy Church auf mich. Er packte mich von hinten am Hals. Ungemein stark war er nun. Sein Würgegriff drohte mir das Zungenbein zu brechen. Hysterisch griff ich nach seinen Händen. Ich wollte seine Finger von meiner Kehle reißen, doch er ließ es nicht zu.
Erst als ich meinen magischen Ring einsetzte, schnellten seine Finger von meinem Hals. Ich pumpte gierig Luft in meine Lungen, drehte mich um und schlug mit der Faust nach Churchs Kopf.
Der Zombie unterlief meinen Schlag aber, rammte mir seine Schulter in den Bauch und warf mich gegen Mr. Silver, der mich auffing.
Der lebende Leichnam hatte gesehen, was mit Yercell passiert war. Er wollte nicht auch vor die Hunde gehen. Dem Bogenschützen war es nicht gelungen, zu fliehen, das hinderte Jeremy Church jedoch nicht daran, es ebenfalls zu versuchen.
Er wirbelte herum.
Der Weg zum Lift war nicht frei, da standen Mr. Silver und ich.
In der entgegengesetzten Richtung befand sich die Penthouseterrasse. Der Zombie wollte sich über die Dächer aus dem Staub machen, aber durch diese Rechnung würde ich ihm einen dicken Strich machen.
Jeremy Church hatte schon zu Lebzeiten genug verbrochen. Seine Taten sollten keine Fortsetzung mehr finden. Er wäre als Zombie noch viel härter und grausamer gewesen.
Mit langen Sätzen hetzte der Gangsterboß durch den Living-room. Er stieß die Glastür zur Seite und rannte auf die Terrasse. Ich löste mich von Mr. Silver.
Jeremy Church schwang ein Bein über die Brüstung. Ich erreichte die Glastür, brachte meinen Colt Diamondback in Anschlag.
»Church!« schrie ich. »Kommen Sie zurück!«
Er dachte nicht daran, schwang das zweite Bein über die Brüstung. Wenn er mit einem kraftvollen Sprung das Dach des Nachbarhauses erreichte, hatten wir das Nachsehen.
Ich durfte es nicht dazu kommen lassen. Die Entscheidung war klar. Ich mußte schießen, und ich drückte sofort ab. Eine Feuerlanze stach aus dem Lauf meines Revolvers. Das geweihte Silber traf.
Die Kugel hob Jeremy Church aus. Er bäumte sich auf, stieß einen Schrei aus, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ, und stürzte

dann wie ein Stein in die Tiefe.

Sekunden vertickten.

Dann kam das häßliche Aufprallgeräusch. Ich steckte den Diamondback weg und eilte zur Brüstung. Jeremy Church lag unten auf der Straße. Seine Glieder waren verrenkt. Ich brauchte keine Gewissensbisse zu haben, denn es war nicht meine Kugel, sondern Yercells Pfeil gewesen, der ihn getötet hatte.

Diesmal rief ich selbst die Polizei an. Anschließend setzte ich Tucker Peckinpah davon in Kenntnis, daß der Fall gelaufen war.

Wir hatten viel getan, ich war rechtschaffen müde. Jane Jingle war wieder bei dem Mann, den sie liebte. Es gab Yercell, Satans Bogenschützen, nicht mehr. Und zwei Gangs waren zerschlagen. Erfolg auf der ganzen Linie. Aber freuen wollte ich mich erst morgen darüber, wenn ich mich von den Strapazen erholt hatte.

Es war spät, als wir nach Hause kamen. Vicky Bonney und Roxane schliefen längst.

Tags darauf frühstückten wir zusammen. Ich war bester Laune und fühlte mich großartig, aber Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, gab mir nach dem Frühstück einen Dämpfer.

Sie hatte von einem Geisterhaus geträumt und war davon überzeugt, daß dieses Haus tatsächlich irgendwo in London existierte.

Ganz klar, daß ich die Sache nicht mit einem Schulterzucken abtun konnte.

Ich mußte das Haus suchen.

Und damit hatte ich einen neuen Fall am Hals…

ENDE